# HEFF

## GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ

## I

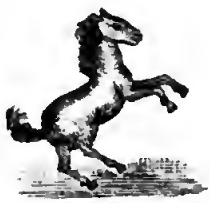
VITTORIO EM. III

FONDO PROVINCIA

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio

111 soc. A 2. 13



Palchetto 6

15739

Num.° d' ordine 36

NAZIONALE
BIBLIOTECA
VITTORIO EM. III
B. Prov.
Miscellanea
A
2
13
NAPOLI

SBN 678077

# Gottfried Wilhelm Leibniz

als

## Sprachforscher und Etymologe.

Von

**L. Neff,**

Professor.

BIBLIOTECA PROVINCIALE di NAPOLI

Erster Theil.

Beilage zum Programm des Großherzoglichen Lyceums zu Heidelberg für 1870.

Heidelberg.

Druck von A. H. Avenarius.

1870.

# Vorwort.

Seit Guhrauers geiſtvollen, ſcharfſinnigen und äußerſt fleißigen Forſchungen über Leibnizens Leben und Schriften iſt das Intereſſe an dieſem geiſtesgewaltigen Denker und die richtige Würdigung des für die Förderung der Wiſſenſchaft und Bildung, wie für die Größe und den Ruhm ſeines Vaterlandes unermüdlich thätigen Gelehrten und Patrioten in ſtetem Steigen begriffen. Namentlich hat das letzte Decennium eine Reihe trefflicher Werke hervorgebracht, die, geſtützt auf die kurz vorher erſchienenen Ausgaben einzelner Schriften Leibnizens und das reichliche Material verwerthend, das die von Onno Klopp begonnene, aber durch die Ereigniſſe des Jahres 1866 unterbrochene vortreffliche Geſammtausgabe der Leibniziſchen Werke darbietet, bald die Philoſophie, bald die Theologie, bald die mathematiſche Thätigkeit, bald das politiſche Wirken Leibnizens zum Gegenſtand ihrer Darſtellung machen, bald auch ein Geſammtbild ſeiner ſchwer zu erfaſſenden und darzuſtellenden Perſönlichkeit entwerfen. Nichtsdeſtoweniger iſt noch manches in ſeinem Leben und ſeinen Schriften dunkel und zweifelhaft, und noch geraume Zeit wird der Wunſch beherzigenswerth bleiben, den Onno Klopp in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe in folgenden Worten äußert: „Ich erlaube mir den Wunſch auszuſprechen; daß meine deutſchen Landsleute einen Theil des Eifers und Fleißes, mit welchem ſie ſich dem

Erforschen und Durchdringen der geistigen Kräfte des Alterthums, nicht blos des ersten, sondern auch des zweiten und dritten Rangs hingeben, in ähnlicher Art verwenden wollen auf den umfassendsten Geist, den jemals die eigene deutsche Nation hervorgebracht hat."

Angeregt durch diese Worte und im Hinblick auf die stets wachsende Bedeutung der Sprachwissenschaft machen wir in Folgendem den Versuch, die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Leibnizens, seine Anschauungen über den Ursprung und das Wesen der Sprache, seine Versuche, die Sprachen zu classificiren, seine Bemühungen um die Etymologie, besonders deutscher Wörter, eingehender darzustellen.

Die meisten Resultate seiner linguistischen Studien erweisen sich zwar nach dem heutigen Stand der Sprachwissenschaft als unhaltbar, aber die Grundanschauung, von der er ausgeht, die der Geschichte und der Naturwissenschaft entnommene Methode, die er zur Anwendung bringt, und der feine Takt, den er überall bekundet, verdienen auch heute noch alle Beachtung und Anerkennung, und wenn es ein Verdienst ist, eine junge Wissenschaft durch eigene Thätigkeit und durch Anregung Anderer zu fördern, so gebührt dieses Verdienst dem Sprachforscher Leibniz im vollsten Maße.

Heidelberg, im Juli 1870.

L. Neff.

# Die Sprachwiſſenſchaft im 17. Jahrhundert.

Während die claſſiſche Philologie im 17. Jahrhundert von der Höhe herabſank, auf die ſie ſich in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten erhoben hatte, theils in Folge einer naturgemäßen Reaktion gegen die Bevorzugung der alten Sprachen, theils in Folge der Ungunſt der politiſchen, religiöſen und ſocialen Verhältniſſe, die zumal auf Deutſchland ſchwer laſtete, herrſchte auf dem weiten Gebiete der Sprachwiſſenſchaft, namentlich auf dem der vergleichenden Sprachkunde, eine wahrhaft ſtaunenswerthe Regſamkeit und Thätigkeit. Das eingehende Studium, das man den alten Sprachen zugewendet hatte, das erſtarkte nationale Bewußtſein einzelner Völker, wie der Franzoſen, Engländer und Schweden, der traurige Zuſtand, in dem ſich die deutſche Literatur und Sprache befand, mußten nothwendig das Intereſſe für die lebenden Sprachen wecken und fördern, und es lag nahe, die Beziehungen und Verwandtſchaft derſelben mit den bisher wiſſenſchaftlich mehr erforſchten antiken aufzuſuchen und feſtzuſtellen. Dazu kam, daß ſich die Länderkenntniß und damit die Zahl der Sprachen immer mehr erweiterte, indem ſich der vielſprachige Oſten Europa's für den Occident zu erſchließen begann und Miſſionäre, Reiſende und Kaufleute in immer entlegenere Gebiete der außereuropäiſchen Länder vordrangen. Wollten dieſe ihre

mannigfaltigen Zwecke erreichen, so war eine tiefere Kenntniß der Sprachen der fremden Völker unumgänglich nothwendig, und die Wissenschaft der Sprache erhielt damit reichliches Material für ihre Untersuchungen. Je größer aber die Zahl der bekannt gewordenen Sprachen wurde, desto lebhafter machte sich der dem menschlichen Geist innewohnende Trieb geltend, die Vielheit in eine bestimmte Ordnung zu bringen, und die früher schon begonnene Classifikation der Sprachen wurde mit rühmlichem Eifer fortgesetzt. So sehen wir denn Philologen und Theologen, Philosophen und Geschichtschreiber, Juristen und Aerzte, Missionäre und Reisende mit einander wetteifern, nicht blos Sprachmaterial zu sammeln und zusammenzutragen, sondern dasselbe auch zu sichten, zu ordnen und in Vergleichung zu ziehen. Durch Vergleichung die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Sprachen festzustellen, durch Etymologien ihre Beziehungen zu einander nachzuweisen und sie schließlich auf eine Einheit oder Ursprache zurückzuführen, war das nachhaltigste Bestreben der Sprachforscher dieses Jahrhunderts. Je weiter und unbegrenzter indessen das Feld der Sprachwissenschaft war, desto mehr lockte es Berufene und Unberufene an, je weniger Princip und Methode der Wissenschaft festgestellt war, desto kühner waren die aufgestellten Ansichten und Behauptungen, und je weniger die Schwierigkeiten der Aufgabe gekannt waren, mit desto größerer Zuversicht ging man an die Lösung derselben. Wenn aber auch die Sprachforschung nicht viele bedeutende und in ihrer Gültigkeit gesicherte Resultate zum Vorschein brachte, und die bald durch übertriebene Verehrung des classischen Alterthums, bald durch religiöse Engherzigkeit, bald durch überspannten Nationalitätseifer hervorgerufenen Verirrungen vielfältig waren, so wurde doch nicht blos Material zusammengebracht zu dem Gebäude der Sprachwissenschaft, sondern auch manche beherzigenswerthe Winke für den Bau selbst gegeben, und dem rastlosen Ringen und Streben der Sprachforscher dieses Jahrhunderts darf unsere Anerkennung nicht versagt werden.

Die Thätigkeit der Sprachforscher beschränkte sich nun entweder auf eine Sprache oder einen Sprachzweig allein, oder sie dehnte sich auf ganze Sprachstämme oder auf sämmtliche bekannte Sprachen aus.

Der innige Zusammenhang der beiden classischen Sprachen war schon von den Griechen und Römern erkannt und beim Wiederaufblühen der Wissenschaften nicht nur entschieden festgehalten, sondern auch methodischer und wissenschaftlicher, als es von diesen selbst geschehen war, dargethan. Unter den Philologen, die Sprachvergleichungen vornehmlich innerhalb der Grenzen der genannten Sprachen anstellten, nimmt die hervorragendste Stelle in diesem Jahrhundert Gerhard Johann Vossius[1] ein. Ausgerüstet mit umfassender und gründlicher Kenntniß der classischen sowohl als der mittelalterlichen Gräcität und Latinität, wie alle großen Philologen dieser Zeit ein Kenner der semitischen und vieler modernen Sprachen, verband er mit großer Schärfe des Verstandes ein feines Gefühl für die Bedeutung der Wörter, sowie für Lautveränderung und Lautwandlung, das ihn vorzüglich befähigte für grammatische und etymologische Forschungen. Zeugniß geben hievon sein **Aristarchus, sive de arte grammatica libri septem** 1635, in zweiter Auflage 1695 in Amsterdam erschienen, ebenso **de vitiis sermonis et glossematis latino-barbaris libri novem** Amsterdam 1695, und namentlich das **etymologicum linguae latinae** 1671. Folgendes ebenso kurze als treffende Urtheil über den Werth seiner Schriften gibt uns Leibniz nach der von 1695—1702 in sechs Bänden erschienenen Gesammtausgabe der Voss'schen Werke in dem monatlichen Auszug.

---

[1]) Er war in Heidelberg 1572 von holländischen Eltern geboren, die alsbald wieder in ihre Heimath zurückkehrten, wo G. J. Vossius in verschiedenen Stellungen thätig war; er starb 1649. Vergleiche über ihn Lucian Müller, Geschichte der Philologie in den Niederlanden. Leipzig 1869. S. 10. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft. München 1869. S. 224 ff. u. insbes. Georg Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 2. Aufl. S. 8 ff.

„Was Gerhard Joh. Voſſius vor ein gelehrter und vielwiſſender Mann geweſen, bedarf keiner Worte viel, indem ſolches ſeine gründlichen Schriften zur Genüge darthun, als welche nicht, wie jetzt die meiſten Bücher, nach der Moden, ſondern auf die Dauer und in ſtetem Abgang zu bleiben gemacht ſind. Es iſt daher zu loben, daß die Holländer dieſe herrliche Sachen, da ſie rar werden wollen, wieder hervorgeſucht und in eins zuſammengetragen.“[1]

Wie richtig Leibniz geurtheilt, zeigt der Umſtand, daß der Aristarchus und viel mehr das etymologicum noch jetzt von hohem Werthe iſt. Dasſelbe enthält eine reichhaltige, nach dem Alphabet geordnete Sammlung von Wörtern, bei denen gewöhnlich mehrere Etymologien angeführt ſind, wie ſie von den römiſchen und den neueren Etymologen aufgeſtellt wurden, meiſtentheils es dem Leſer überlaſſend, welcher er ſeine Zuſtimmung geben will. Dieſer iſt jedoch in der Regel nicht im Zweifel, denn in ſehr vielen Fällen trifft Voſſius allein das richtige oder zeigt doch wenigſtens Geiſt und Scharfſinn gegenüber den gewöhnlich ſinnloſen und oft lächerlichen Etymologien eines Varro, Feſtus, Servius und Iſidorus. Wählen wir ſtatt vieler nur zwei Fälle. Das Wort minister leitet Iſidorus ab von minor in statione, oder quod officium debitum manibus exsequitur, Voſſius dagegen richtig von dem Comparativ minus, wie magister von magis.[2] Das Subſtantivum cribrum ſtellt Voſſius mit cerno zuſammen mit der Bemerkung quia farina ac pollen excernitur, während es nach Iſidorus[3] den Namen daher haben ſoll, quod tibi currat frumentum quasi currifrum Zu bedauern iſt, daß Voſſius zuweilen auch Ableitungen aus dem Hebräiſchen annimmt. So wird aio entweder von φημί durch Aphaeresis abge-

[1]) Guhrauer, Deutſche Schriften II. S. 506.

[2]) Curtius Grundzüge 294 und 300.

[3]) Orig. lib. XX. cap. 8. und Curtius, Grundzüge S. 143 und 642.

geleitet oder von הִיה, quia simplicissima ratio est affirmandi; βασιλεύς mit מָשַׁל in Verbindung gebracht.

Eine Art Einleitung und Begründung seines etymologischen Verfahrens enthält der dem Lexicon vorausgeschickte tractatus de literarum permutatione. Hier wird von jedem einzelnen Buchstaben vom A bis Z gezeigt, wie er entweder im Anlaut oder Inlaut oder Auslaut hinzugefügt oder weggelassen werden kann.[1] Sodann werden die Veränderungen, die jeder einzelne Buchstabe erleidet, angegeben, wobei die Ansicht festgehalten ist, daß das Griechische die Muttersprache des Lateinischen bilde. Zum Schluß werden noch eine Anzahl Wörter angeführt, in quorum derivatione r vel alia quaedam litera sede sua movetur und vocabula quibus aliquid adjicitur aut detrahitur in initio, vel in medio, vel in fine. Ein Beispiel mag zur Erläuterung dienen. Der Buchstabe s wird nach Vossius in folgenden lat. Wörtern an griechische, mit spiritus lenis versehene, vokalisch anlautende Wörter vorangesetzt:

sagitta ab ἀκίς, Conf. Curt. Grundzüge 609.
sapor ab ὀπός unde et sapa et sapio. Curt. 408, 411 u. 449.
sequo pro dico; est ab ἔπω unde apud veterem poetam.
insece est ἔννεπε. A. Gellius XVIII. 9. Curt. 410.
sermo ab εἰρμός (ειρμός) nam ab εἴρω vel ἔρω est priscum verbum
sero pro dico, unde remanserunt
assero, dissero. Curt 317 und 615.
si ab εἰ
sine ab ἄνευ
sinister ab ἀρίστερος
sino ab ἀνέω
sum ab Dorico ἐμμί pro εἰμί Curtius, 358, 513.[2]

---

[1]) Die termini technici für diese Veränderungen sind adjicitur, abjicitur und mutatur.

[2]) Die Wörter, hinter welchen auf G. Curtius hingewiesen ist, werden auch von der heutigen Etymologie bezüglich ihrer Ableitung für richtig gehalten.

Als Beiſpiele für ein im Auslaut angefügtes s werden unter andern auch aufgeführt:

meus ab μεῦ
nos ab νώ.

Für ein im Anlaut abgefallenes s

cutis ab σκῦτος, Curt. 154.
fallo ab σφάλλω Curt. 325.
fungos ab σφόγγος Curt. 442.
vespa ab σφήξ. Curt. 441, 443, 629.

Für ein im Auslaut abgeworfenes s

homo ab ὁμῶς, est enim animal sociale, ut ait J. Scaliger c. XXVIII. de causis linguae latinae. Rectius tamen derives ab ὁμοῦ simul, quam ab ὁμῶς aeque.[1]

In ähnlicher Weiſe werden alle Buchſtaben durchgenommen und die aufgeführten Veränderungen mit mehr oder weniger Beiſpielen belegt. Das vorgeführte mag genügen, um des Voſſius Vorzüge und Mängel erſichtlich zu machen. Sein Verſuch, die Lautveränderungen, deren richtige Erkenntniß eines der weſentlichſten Erforderniſſe einer wiſſenſchaftlichen Etymologie iſt, im Zuſammenhange darzuſtellen, muß ſelbſt gegen die Verſuche des geiſtreichen J. Cäſar Scaliger als ein bedeutender Fortſchritt anerkannt und in gewiſſem Sinne als ein gelungener bezeichnet werden, und die klaſſiſche Philologie hat bis in unſer Jahrhundert herein keine vorzüglichere Leiſtung aufzuweiſen. Andererſeits aber leidet ſein ganzes Verfahren faſt an allen Gebrechen, an denen die Etymologie der Alten, insbeſondere der Römer krankte. Zunächſt fehlt es Voſſius an der richtigen Einſicht in das verwandtſchaftliche Verhältniß der beiden Sprachen zu einander, indem er die griechiſche für die Mutter der lateiniſchen hält, während ſie bekanntlich in geſchwiſterlichem Verhältniß zu einander ſtehen. Eben deßhalb

[1]) Die richtige Ableitung vom griechiſchen χαμαί ſ. bei Curt. 179.

iſt er auch nicht im Stande zu unterſcheiden zwiſchen den Wörtern, welche urſprünglich Gemeingut beider Völker waren, und denen, welche ſie ſpäter von einander entlehnt. Da er ferner keinen Begriff von Stamm und Endung, von Wurzel und Suffix, von der Wortcompoſition aber ganz unrichtige Anſchauungen hat, ſo iſt die Syſtematik ſeiner Lautwandlungen eine nur äußerliche, willkührliche, von keinen feſten Geſetzen beſtimmte. Nicht die Annahme von Aphäreſen, Proſtheſen, Syncopen und Metatheſen ſind es, die auch ſeinen Etymologien den Stempel der Unſicherheit aufdrücken, ſondern die regel- und geſetzloſe Anwendung derſelben nach ſubjektiver Willkühr. Denn mit Recht bemerkt Steinthal, daß auch die moderne Sprachwiſſenſchaft alle dieſe Mittel in Anwendung bringt bei ihrem Etymologiſiren, aber nicht nach willkührlichem Belieben des Forſchers, ſondern nach objektiv feſtgeſtellten Principien. Was aber die Begründung einer rationellen Etymologie noch mehr hemmte, war die von Voſſius und allen ſeinen auf den verſchiedenſten Gebieten thätigen Nachfolgern bewußt oder unbewußt feſtgehaltene Annahme der von Plato im Kratylus ausgeſprochenen Anſicht von der nothwendigen Beziehung des Lautcomplexes zu der durch ihn bezeichneten Sache und von der Zuſammenſetzung der Wörter.

Mochte Plato im Scherz oder im Ernſt ſeine Theorien im Kratylus vorgetragen haben, man hat ſie ernſtlich aufgenommen bei Griechen und Römern, und die Begeiſterung beim Wiederaufblühen der claſſiſchen Wiſſenſchaften für alles, was aus dem Alterthum ſtammte, ließ keinen Zweifel an der Richtigkeit der antiken Theorien aufkommen. Denn ächt platoniſch waren Ableitungen wie barba von *παρειῶν πόα*, oder quatuor von *χάτερον*; postquam enim dixerunt *ἕν, δύο, τρία*, dicebant *χάτερον* pro *καὶ ἕτερον* et inde *καὶ ἕν κε* vel *χέγκε*; ab illo est quatuor, ab hoc quinque. pulcher von *πολύχειρ* oder

πολύχρους oder πολύχαρις. exemplum dici videtur, cum ex ampla materia adducimus in unum duo similia.

Ein zweiter Kreis von Sprachen, der ſemitiſche Sprachſtamm, wurde faſt mit noch mehr Eifer als die klaſſiſchen Sprachen durchforſcht. Die einzelnen Zweige derſelben, das Arabiſche, Hebräiſche, Syriſche, Chaldäiſche, ſtehen ſich im grammatiſchen Bau und in der Lexikologie ſo nahe, daß ihre Zuſammengehörigkeit nie angezweifelt wurde. Während des Mittelalters hat es zwar nie ganz an der Kenntniß des Semitiſchen, insbeſondere des Hebräiſchen gefehlt; wie gering jedoch die Bekanntſchaft mit demſelben, ſowie mit dem Griechiſchen wenigſtens in England war, erhellt am deutlichſten aus den Schriften jenes merkwürdigen Mönches Roger Baco,[1] der ſeinem Jahrhundert noch viel weiter vorausgeſchritten war, als ſein Landsmann Baco von Verulam dem ſeinigen.

In ſeinem compendium studii philosophiae,[2] worin er über Vernachläſſigung der Studien, namentlich der philoſophiſchen und ſprachlichen klagt, erſehen wir, daß man zu ſeiner Zeit das Wort Amen ableitete aus a privativum und mene? (quod est defectus), gehenna[3] aber aus γῆ und ἔντος? (profundum); das lateiniſche coelum kommt den Gelehrten ſeiner Zeit von casa helios (ἥλιος). Indignirt über eine ſolche entſetzliche Unkenntniß, fügt Baco etwas derb hinzu: „Et in hoc ostendunt se esse asinos, quod dicunt coelum esse casa helios. Nam helios est nominativi casus et

---

[1]) Geboren 1214 zu Ilcheſter in Somnerſetchire, geſtorben zu Oxford 1292 oder 1294.

[2]) Fr. Rogeri Bacon opera inedia edited by J. S. Brewer, London 1859. pag. 448 ff. Ueber ſeine Bedeutung in der Sprachwiſſenſchaft vergl. Max Müller, Wiſſenſchaft der Sprache II. 272 und 558.

[3]) Ueber gehenna aus גֵּי־הִנֹּם Thal Hinnom, des Wimmerns dem Stammwort des franzöſ. gêner, ſ. Max Müller, II. S. 226.

ἡλίου est genitivi casus. Unde debereut dicere casa ἡλίου, non helios.“ Wie die griechiſchen Studien im Abendland geweckt wurden durch den Untergang des byzantiniſchen Kaiſerreichs, ſo wurde das Studium der hebräiſchen und der verwandten Sprachen durch die Reformation gefördert. War von den Reformatoren als die alleinige Quelle des Glaubens die hl. Schrift erklärt, ſo war das Studium des Urtextes als die nothwendigſte und unerläßlichſte Aufgabe der Theologen aufgeſtellt. Anſtatt aber den tiefliegenden Unterſchied zwiſchen der ſemitiſchen Sprachgruppe und den claſſiſchen und modernen Sprachen feſtzuhalten, verwiſchte man denſelben und ging ſo weit, die hebräiſche Sprache als die Mutter aller andern aufzuſtellen, wovon indeſſen weiter unten eingehender die Rede ſein wird. Indem abſolut verſchiedene Sprachen mit einander verbunden wurden, wurde die Aufgabe der Claſſification viel mehr erſchwert, als erleichtert.

Unter den zahlreichen Forſchern auf dem ſemitiſchen Sprachfeld ragt weit über die anderen hervor der berühmte Polyhiſtor und Linguiſt, der Zeitgenoſſe und Freund von Leibniz, Job Ludolf.[1] Er eweiterte und vertiefte die Kenntniß der ſemitiſchen Sprache, ſowie der Sprachen überhaupt. Er hat zuerſt die Verwandtſchaft des Aethiopiſchen mit dem Semitiſchen nachgewieſen und eine vorzügliche Grammatik ſammt Lexikon dieſer Sprache herausgegeben,[2] er hat das Amhariſche grammatikaliſch und lexikaliſch bearbeitet.[3] Seit Ludolf wurde das Amhariſche nicht mehr

---

[1]) Geboren zu Erfurt 1624, machte er nach Abſolvirung ſeiner Studien ſieben Jahre hindurch Reiſen nach den Niederlanden, England, Frankreich, Italien, Schweden und Dänemark, begleitete mehrere hohe Staatsämter und lebte zuletzt als churſächſiſcher Rath und Präſident in Frankfurt, wo er als Vorſtand des collegii imperialis historici 1704 ſtarb.

[2]) Jobi Ludolfi grammatica Aethiopica et Lexicon 1661 und verbeſſert 1702.

[3]) Grammatik u. Lexicon 1698.

wiſſenſchaftlich unterſucht bis im Jahre 1841 und 42 C. W. Iſenberg eine Grammatik und ein Lexikon veröffentlichte.[1] Noch mehr aber als wegen ſeiner hohen Verdienſte um die Erforſchung des Semitiſchen verdient er hier genannt zu werden wegen ſeiner tiefen Einſicht in das Weſen der Sprachen, wegen ſeiner richtigen Grundſätze in Bezug auf Sprachvergleichung. Nicht der Gleichklang oder die gleiche Bedeutung der Wörter bedingen nach ihm die Verwandtſchaft und Zuſammengehörigkeit der Sprachen und Dialekte, ſondern der innere Bau und die grammatiſche Struktur derſelben. „Si linguam, bemerkt er richtig, alteri dicere affinem velimus, necesse est non tantum, ut ea contineat nonnulla alterius cujusdam linguae vocabula, sed etiam grammaticae ratio maxime sui parte eadem sit, qualis convenientia cernitur in Orientalibus Ebraea, Syriaca, Arabica et Aethiopica.“ Wäre dieſe Hinweiſung Ludolfs auf die Wichtigkeit der grammatiſchen Seite der Sprachen richtig erfaßt und Leibnizens Aufforderung zur hiſtoriſchen Betrachtung derſelben in ihrer Tragweite erkannt worden, ſo wäre die vergleichende Sprachforſchung vor manchem Irrgang bewahrt worden, und ſie hätte um mehr als ein Jahrhundert früher einen viel wiſſenſchaftlicheren Charakter angenommen.

Unter den modernen Sprachen hatte die Franzöſiſche den höchſten Grad der Ausbildung erreicht. Dies gaben Deutſche, die ſonſt die Vorzüge ihrer Sprache offen und laut prieſen, gerne zu. Morhof[2] erklärt ſie auch für die ausgebildetſte und zierlichſte aller Sprachen Europas, obwohl er der deutſchen, hinſichtlich ihres Alters und Urſprungs die

---

[1]) Vergl. Benfey, Geſchichte d. Sprachwiſſenſchaft S. 236 u. 728.

[2]) Polyhiſtor 4. Aufl. Lübeck 1747. S. 753. Omnium, quotquot Europa habet, vulgarium cultissima nitidissimaque.

Germanam in multis, praesertim in constructione, matrem agnoscit lingua Gallica.

erſte Stelle einräumt und ſie die Mutter der erſteren nennt. Kein Volk hat aber auch mit ſo großem Fleiß und ſo warmem Intereſſe den Urſprung ſeiner Sprache zu ergründen und ihre Entwicklung zu verfolgen geſucht, wie die Franzoſen. Die nahe Beziehung des Franzöſiſchen zum Lateiniſchen in Inhalt und Form lag klar vor, und man hätte vermuthen ſollen, daß man keinen Augenblick im Zweifel geweſen wäre, die franzöſiſche Sprache als eine Tochter der lateiniſchen anzuſehen. Aber nicht immer wird die naheliegende Wahrheit erkannt; erſt nach vielfachen Umwegen und Irrwegen wird oft das Richtige aufgefunden. So leitete denn auch Joh. Picardus,[1] Joach. Perionius[2] und in gewiſſem Sinne auch Henr. Stephanus[3] die franzöſiſche auf die griechiſche Sprache zurück mit Bezug auf die bekannte Stelle in Cäſars bellum gallicum VI. 14, wornach ſich die Druiden publicis privatisque rationibus der griechiſchen Buchſtaben, folglich auch, ſchließt Perionius, der griechiſchen Sprache bedient hätten. Der Einfluß der griechiſchen Colonien, an den man natnrgemäß zunächſt hätte denken ſollen, wurde von dieſen Gelehrten kaum betont. Im allgemeinen

---

[1]) De prisca Celtopaedia libri V. Paris 1556.

[2]) Dialogorum libri quatuor de linguae gallicae origine ejusque cum Graeca cognatione. Paris 1555.

[3]) Traicté de la conformité du language français avec le grec. Paris 1561 u. 1610.

Vergleiche dazu M. Fuchs, Die romaniſchen Sprachen in ihrem Verhältniß zur Lateiniſchen, S. 10 ff., und Max Müller II. 552. Letzterer behauptet, Henricus Stephanus habe das Franzöſiſche nicht auf das Griechiſche zurückgeführt, und ſtellt in Abrede, daß er das Wort admiral von ἀλμυρός abgeleitet habe. Aber gewiß mit Unrecht. Denn Stephanus ſagt mit der größten Beſtimmtheit: Minime dubium esse videtur, quin illud nostrum nomen admiral sit ab ἁλμυρός deductum, et credibile est recentiores graecos ἁλμυρὰ substantive pro ipso mari dixisse unde commodior etiam esset derivatio. Er kennt indeſſen auch die richtige Ableitung vom Arabiſchen Emir.

kam jedoch ſchon J. J. Scaliger der Wahrheit nahe, wenn er ſagte,[1] daß die, welche das Franzöſiſche aus dem Griechiſchen ableiten, ſich umſonſt Mühe geben, da es ganz ſicher ſei, daß das Franzöſiſche, Spaniſche und Italiſche aus der römiſchen und verderbten italiſchen Sprache gefloſſen ſei. Dieſe Anſchauung fand immer mehr Beifall, und es wurden daher jene abentheuerlichen Etymologien eines Perionius ſeltener, wenn ſie auch noch nicht völlig verſchwanden. Der Stand der franzöſiſchen Etymologien dieſer Zeit erhellt am deutlichſten aus dem viel geprieſenen und viel getadelten Dictionnaire étymologique de la langue française Paris 1650, in zweiter Auflage 1694, von Aegid Ménage, wobei er ſich indeſſen für die zweite Ausgabe auf vortreffliche Vorarbeiten ſtützen konnte, namentlich auf das glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis Paris 1678 von du Cange, worin der Uebergang des claſſiſchen Latein in das mittelalterliche in Form und Inhalt klar dargelegt wird. Was Ménage's Lexikon auszeichnet und noch heute werthvoll macht, iſt das Zurückgehen auf die früheſten Denkmäler der franzöſiſchen Sprache und das Herbeiziehen der verſchiedenen Dialekte.

Aus dieſem Grund hat auch Leibniz das Lexikon ſo oft geprieſen und immer wieder den Wunſch ausgeſprochen, daß auch im Deutſchen ein ähnliches Wörterbuch geſchaffen werden möchte.

Im übrigen findet ſich auch bei Ménage keine tiefere Anſchauung über Weſen, Leben und Entwicklung der Sprache.

---

[1]) In primis Scaligeranis, S. 99 von Morhof angeführt Polyhistor S. 701.

Frustra laborant Perionius, H. Stephanus et alii in gallicae linguae ex Graeca repetenda origine ac utriusque cognatione probanda, quasi res ita se haberet, cum certissimum sit et hanc et Hispanam Italamque a Romana Italaque corrupta fluxisse. Hinc non mirum, si saepissime ineptiant in suis etymologiis frigidissimis, ut vel ex hoc uno Perionii exemplo patet, qui maison deducat ab οἶκος, cum sine dubio originem trahat a mansione.

In der dem Voſſ'ſchen tractatus ähnlichen Einleitung werden als die Principien, worauf die Etymologie baſire, angeführt Veränderung, Hinzufügung, Wegnahme und Verſetzung der Buchſtaben, wobei alle im Griechiſchen, Lateiniſchen und ſogar im Hebräiſchen vorkommenden Lautveränderungen ohne weiteres auch im Romaniſchen zugelaſſen werden. Daß Ménage die deutſche Sprache nicht gekannt oder nicht berückſichtigt hat, haben gleichzeitige deutſche Gelehrte ſofort für einen großen Mißſtand erklärt, der zu manchen etymologiſchen Abwegen Veranlaſſung gegeben habe.[1] Der zweiten von Simon de Val-Hebert im Jahre 1694 beſorgten Ausgabe (die dritte erſchien 1750) iſt eine reichhaltige Sammlung von Heiligennamen[2] beigefügt von Abbé Chastelain, ſowie ein discours sur la science des Etymologies par le P. Besnier, de la compagnie de Jesus, der eine Geſchichte der Etymologie von Plato an enthält und durch Hervorhebung des hohen Werthes und Nutzens der etymologiſchen Forſchungen zum eifrigen Studium derſelben anſpornen will. Höchſt charakteriſtiſch iſt des Verfaſſers Anſicht über die etymologiſchen Studien der Deutſchen und über den Zuſtand der deutſchen Sprache, und intereſſant zumal von einem Jeſuiten iſt ſein Urtheil über Luther.

„La langue Teutone, verſichert er ſeine Landsleute, qui estoit dans sa splendeur du temps de nos anciens Celtes et de nos premiers François s'est fait un plaisir de cette étude. Pour se consoler de la Barbarie où

---

[1]) Morhof, S. 756; Et sane rebus ac etymologiis elegantioribus plenus est. Sed patitur tamen suos quoque manes Menagius et ob imperitiam linguae Germanicae, quam cum omnibus suis dialectis ob immensam vocum, quae in Galliam transmigrarunt, copiam pernoscendam evoluturo Gallicas origines ipse fatetur, in etymologiis haud raro labitur.

[2]) qui paroissent éloignez de leur origine et qui s'expriment diversement selon la diversité des Lieux. z. B. Budocus St. Buzeu, Carilefus St. Calès, Carpophorus St. Grégofane.

elle se trouve aujourd'huy réduite, elle à tâché de montrer, que tout ce qu'il y avoit presque au monde de plus illustre, avoit rapport à elle. Marthin Luther au milieu des soins attachez à la qualité de chef de parti n'a pas laissé que de composer un traité de l'origine des noms propres Allemands:[1] il seroit à souhaiter, qu'il eût travaillé sur toute la langue, comme il la sçavoit aussi bien qu'un Heresiarque puisse sçavoir sa langue naturelle, quand il la croit necessaire à insinuer ses dogmes; il nous eust developé cette matière avec la même netteté d'esprit, qui fait le character de tous ses ouvrages et qui brille jusques dans ses erreurs."

Eine Kritik dieſer Vorrede findet ſich in einem wohl im Jahre 1696 abgefaßten Brief Leibnizens an den ſchwediſchen Miniſter des Aeußern und eifrigen Sprachforſcher Sparwenfeld, worin es unter anderm heißt: „Der Pater Beſnier ſchätzt das Etymologicum von Gerh. Johann Voſſius und die Arbeit des Herrn Meninski gering, während er mit großer Hochachtung von einigen italieniſchen und ſpaniſchen Büchern ſpricht, die es nicht verdienen, wobei er jedoch immer dem Character ſeines Volkes treu bleibt, das die Gewohnheit hat, viel Aufſehens mit Kleinigkeiten zu machen, die aus Italien und Spanien kommen, und nicht leicht dem, was aus Deutſchland, England, Holland oder andern noch nördlicher gelegenen Ländern kommt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auch bildet ſich dieſer Pater ein, daß die engliſchen Etymologen ärgerlich darüber wären, daß ihre Sprache manche Wörter aus dem Franzöſiſchen nehme, während ich doch weiß, daß die Engländer ſtolz darauf ſind, daß ſie durch Beraubung vieler anderer ihre eigene Sprache bereichert haben."[2]

Weder den von Beſnier ausgeſprochenen Tadel, noch das geſpendete Lob fanden deutſche Gelehrte jener Zeit

---

[1]) Vergleiche die nächſtfolgende Seite.

[2]) Otium Hannoveranum Feller. S. 33 ff.

für begründet. Morhof,[1] ein Mann von umfassenden Kenntnissen und gesundem Urtheil, klagt bitter darüber, daß man der Erforschung der deutschen Sprache, die an Alter mit der griechischen und lateinischen wetteifern könne, an Adel aber die modernen übertreffe, so wenig Zeit und Kraft widme. Der Anfang zur deutschen Sprachwissenschaft wurde übrigens doch in diesem Jahrhundert gemacht und manches Gute geleistet. Man hatte begonnen, die Denkmäler der alt- und mitteldeutschen Literatur zu durchforschen und durch Herausgabe derselben das Interesse für frühere Sprachzustände geweckt. So hatte Franciscus Junius 1655 zu Dortrecht den Ulfilas aus den codex Argenteus herausgegeben und damit eine ungemein lebhafte Bewegung unter den deutschen, niederländischen und schwedischen Sprachforschern hervorgerufen. Durch die berühmten Juristen Goldast und Schilter wurde eine Reihe alter Glossen, Gesetze und Kapitularien bekannt gemacht, die mit großem Eifer nach ihrer Bedeutung und Form erklärt wurden. Es gab kaum einen namhafteren Gelehrten, der sich nicht mit Etymologien alterthümlicher und schwerverständlicher Ausdrücke abgegeben hätte.

An dieses freilich prinzip- und methodenlose Etymologisiren reihten sich Untersuchungen über deutsche Eigennamen, worin schon M. Luther vorangegangen war mit seinem libellus de nominibus propriis Ursellis 1559.[2] Unter denen, welche dem Vorgange Luther's gefolgt waren, verdient besonders genannt zu werden Conrad Gesner wegen seiner

---

[1]) Morhof, Polyhistor S. 745 ff: Et dolendum quidem est, adeo segniter linguam vernaculam a Germanis tractari.

Siehe insbesondere J. Georgii Eccardi, Historia studii etymologici linguae Germanicae, Hannoverae 1710, und Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, S. 546 ff.

[2]) Ueber die verschiedenen damals vorhandenen Ausgaben siehe Eccard 41 ff. und Morhof 750.

richtigen Einsicht in die Wichtigkeit der Eigennamen für die Etymologie. Er äußert sich darüber folgendermaßen: „Apparet ex singulis ferme certa aliqua significatio, ut vel ominis gratia vel saltem non temere, sed certam ob causam imposita videantur, sicut et apud Graecos fere. Nihil enim antiquius in nostra lingua et unde, qualis ante multa saecula fuerit, magis appareat, extare puto.“ [1] Von nicht geringem sprachwissenschaftlichen Werth waren auch die Grammatiken von Joh. Clajus und J. Georg Schottel, sowie das Lexikon von Georg Henisch. [2]

Daß auch die Frage nach dem Ursprung der deutschen Sprache von vielen Seiten aufgeworfen und vielfältig beantwortet wurde, ist selbstverständlich. Man dachte auch hier zuerst an das Feruliegende, statt auf dem eigenen Boden zu bleiben. Aus der Aehnlichkeit deutscher Wörter mit griechischen schloß man zuerst auf die Abkunft vom Griechischen und stellte diese Sprache als die Mutter der germanischen auf. Auch die lateinische und hebräische wurde dieser Ehre gewürdigt. Als man endlich mit den älteren Spracherscheinungen bekannt wurde und die alterthümlichen Formen durchforschte, wurde die deutsche für die älteste erklärt und die übrigen aus ihr abgeleitet. Der geistreichste und zugleich maßvollste Vertreter dieser Ansicht war Claubergius der Schüler des Kartesius, der von Leibniz in mancher Hinsicht als Philosoph noch über seinen Lehrer gestellt und auch als Sprachforscher rühmlich hervorgehoben wurde. [3] In der kleinen, aber inhalt-

---

[1]) Eccard, Historia studii etymologici. S. 45.

[2]) Morhof's höchst günstiges Urtheil darüber wird bestätigt in Grimm's deutschem Wörterbuch, I. Bd. Einleitung S. XXI.

[3]) Dutens VI. P. I. 311.

Longe (Cartesio) magis mihi probatur Claubergius, discipulus ejus, planus perspicuus, brevis, methodicus und ebendaselbst V. 334 und Kortholt I. 343. Nacti sumus nuper (der Brief ist vom 19. Nov. 1715 datirt) Claubergii meditationes et collectanea linguae Teutonicae multum habentia bonae frugis, etsi antiqui Teutonismi usus

reichen Schrift ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata, Duisburg 1663, ſtellte er als erſten, für uns freilich ſelbſtverſtändlichen Grundſatz für deutſche Etymologie auf „die deutſchen Wörter müſſen aus deutſchen, und nicht aus fremden Quellen abgeleitet werden“ und weiſt die Richtigkeit des an die Spitze ſeiner Unterſuchungen geſtellten Grundſatzes nach an den drei Wörtern Vernunft, Suchen und Ausſpruch, von denen er zeigt, daß ſie nach ihrem inneren Weſen und der Analogie nur aus dem Deutſchen abgeleitet werden können.

In ſeinen Etymologien trifft er nur ſelten das richtige,[1] dagegen zeigt er ein tiefes Verſtändniß für die Bedeutung der Wörter. So hat er z. B. die mannigfaltigen Bedeutungen der untrennbaren Vorſilbe ver in Verben in höchſt anerkennenswerther und geiſtvoller Weiſe unter zwölf Rubriken angegeben und eine Reihe von gut gewählten griechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Beiſpielen zur Vergleichung herangezogen. Daß die Sprache urſprünglich von ſinnlichen Elementen ausgegangen und die meiſten Wörter allmählig in übertragener Bedeutung gebraucht worden, iſt ihm ebenſo gewiß,

---

illi defuerit. Exiguum libellum de arte Etymologica linguae Germanicae Claubergius edidit, unde ingenium viri etiam in hoc genere apparet, nam in philosophia atque etiam in theologia clarum multiplicia scripta fecere. Vgl. auch Pichler, die Theologie des Leibniz, München 1869 I. S. 67.

[1]) Sprechen z. B. leitet er von dem Worte brechen ab wegen der ganz gleichen Conjugation beider Verba und der Analogie mit dem lateiniſchen vocem rumpere; ſuchen und beſuchen von ſehen, wie visere und visitare von videre. Dagegen leitet er richtig Vernunft von vernehmen percipere, und vergleicht es mit begreifen, apprehendere, attingere animo. Helwig hat Vernunft in Beziehung gebracht zum griechiſchen νήφειν, id est, sobrium esse ac sana mente, und vernehmen abgeleitet von νοεῖν. Martinius leitet es von νοῦς ab. Claubergius fügt kurz hinzu: „Haec recitasse est refutasse. — In Latium, Graeciam et Judaeam iter faciunt, ut peregrinas lustrent regiones, antequam viderint aut nosse laboraverint, quae sunt in patria.“

als daß das Eingehen in die Dialekte für den Sprachforscher von erheblicher Wichtigkeit ist.[1] Sein größeres Werk de causis linguae germanicae (der häufig vorkommende Titel ist von J. C. Scaliger entlehnt) ist nie im Druck erschienen.

Noch viel mehr Zeit, Mühe, Gelehrsamkeit und Scharfsinn wurde aufgewendet, um das verwandtschaftliche Verhältniß der Sprachen namentlich der europäischen und vorderasiatischen festzustellen, die Sprachen in Gruppen und Classen zu bringen und sie sämmtlich auf eine Ursprache zurückzuführen. Einen für seine Zeit gelungenen Versuch einer Classifikation der europäischen Sprachen machte der geistvolle Philologe J. J. Scaliger in seiner diatriba de Europaeorum linguis, abgefaßt 1599 und erschienen in den varia opuscula 1610. Er nahm elf Stämme an, vier Haupt- und sieben Nebenstämme. Zu den vier ersten werden gerechnet das Lateinische, Griechische, Deutsche und Slavische; zu den sieben andern das Epirotische oder Albanische, Tartarische, Ungarische, Finnische, Irische, Britische in Wales und der Bretagne und das Baskische oder Cantabrische.[2]

Eine Harmonie herzustellen hat Scaliger nicht versucht. Mit um so rührigerem Eifer thaten dies andere Sprachforscher. Der einfache und durchsichtige Bau der hebräischen Sprache, die alterthümlichen Formen derselben, das hohe Ansehen, das die Bibel genoß, die religiösen Tra-

---

[1]) Unter den vierundzwanzig Regeln, die er für seine deutschen Etymologien aufstellt, sind folgende die wichtigsten und zugleich richtigsten:

I. Germanica vocabula prius et potius e germanicis, quam ex peregrinis fontibus derivanda. II. Argumenta ab analogia petita sunt eo validiora, quo major vocum quae inter se conferuntur, similitudo elucet. IV. Dialectorum et antiquitatis consideratio multum facit ad linguae germanicae origines inveniendas. VI. A sensibilibus ad intelligibilia quam plurima vocabula sunt traducta.

[2]) Max Müller, I. 353, und Benfey, S. 228.

ditionen, in denen man aufgewachsen war, erzeugten bei den meisten sprachvergleichenden Etymologen, auch wenn ihr Blick sonst noch so frei war, wie bei Hadrianus Relandus, den unerschütterlichen Glauben, daß keine andere als die hebräische Sprache die Mutter aller übrigen sein könne, daß in ihr wie in einer Harmonie sich alle übrigen auflösen ließen. So hatte der deutsche Philosoph und Theologe Georg Cruciger den Versuch gemacht, in seiner Harmonia linguarum quatuor cardinalium Hebraicae, Graecae, Latinae et Germanicae Frankfurt 1616, eine große Anzahl hebräischer Wurzeln aufzustellen und aus diesen die Wörter der genannten Sprachen hervorgehen zu lassen. Weiter ging der Franzose Estienne Guichard in der 1676 erschienenen Harmonie étymologique des Langues Hebraique, Chaldaique, Syriaque-, Grecque-, Latine, Françoise, Italienne, Espagnole, Allemande, Flamende, Anglaise u. s. w. Ueber die Möglichkeit der Herleitung der genannten Sprachen aus dem Hebräischen drückt er sich in der Vorrede folgendermaßen aus: „Was die Ableitung der Wörter durch Hinzufügung, Wegnahme, Versetzung und Umkehrung (inversion) der Buchstaben betrifft, so ist es sicher, daß dies so gemacht werden kann und muß, wenn man die Etymologien auffinden will. Es ist dies indessen auch nicht schwer zu glauben, da die Hebräer von der Rechten zur Linken und die Griechen und übrigen Völker von der Linken zur Rechten schreiben.“ [1] So entsteht z. B. πατήρ aus אב durch Inversion, Verwandlung des ב in π und Anfügung der Endung τηρ und μήτηρ aus אם mit derselben Endung und Anwendung der Inversion. Trotz vielfach erweiterter Sprachkenntniß kam man also wieder auf den Standpunkt der Kirchenväter, wie des Hieronymus, Origenes und anderer zurück. Ersterer sagt in seinem Brief an Damasus: „Das ganze Alterthum hat es überliefert, daß die

[1] Max Müller, II. 553, und Benfey, 232.

hebräiſche Sprache, in der das alte Teſtament geſchrieben iſt, der Uranfang allen ſprachlichen Ausdruckes iſt.“ [1]

Mit Verkennung jeglicher Entwicklungsgeſetze der Sprache ging man conſequenterweiſe weiter und behauptete, daß die vorhandene hebräiſche Sprache identiſch ſei mit derjenigen Adams und aus den Worten der Geneſis insbeſondere c. II. glaubte man beweiſen zu können und zu müſſen, daß Gott ſelbſt den Adam im Paradies die Sprache gelehrt habe. Daß aber die bibliſchen Worte dieſe Annahme nicht nur nicht begünſtigen, ſondern ihr widerſprechen, zeigen unter anderen Steinthal[2] und Benfey[3] überzeugend. Indeſſen herrſchte auch unter den Kirchenvätern über dieſe Frage eine freiere Anſicht, wenigſtens glaubt Gregor von Nyſſa,[4] es ſei Gottes unwürdig, ihn unter die Zahl der Grammatiker herabzudrücken und anzunehmen, Gott ſelbſt habe den Menſchen die Sprache gelehrt, im Gegentheil ſei der Menſch Schöpfer der Sprache, etwa wie es Diodorus Siculus annehme. Franciscus Mercurius Helmontius begnügte ſich noch nicht mit dem göttlichen Urſprung der Sprache, ſondern bemühte ſich in ſeiner Alphabeti vere rationalis hebraici delineatio Sulzbach 1657 darzuthun, daß mit dem Menſchen und der Sprache auch die hebräiſchen Buchſtaben geſchaffen worden ſeien.[5] Noch extravaganter und daher auch bald der Lächerlichkeit anheimgefallen waren die Bemühungen einiger Gelehrten, irgend einer der modernen Sprachen das Privilegium der Urſprünglichkeit zu vindiciren. Johannes Georgius Becanus[6] hatte ſchon

---

[1]) Initium oris et communis eloquii et hoc et omne quod loquimur Hebraeam esse linguam, qua vetus Testamentum scriptum est, universa antiquitas tradidit. Max Müller, I. 351.

[2]) Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern. Berlin 1863. S. 11 ff.

[3]) Benfey, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft 21 ff.

[4]) Oratio XII. contra Eunomium, Morhof 719.

[5]) Morhof. 734

[6]) Origines Antwerpianae 1580, Hermathena, Hieroglyphica 1569.

im vorigen Jahrhundert der holländiſchen Sprache die Ehre der Urſprache zuerkannt. In dieſem bewies Olaus Rudbekius,[1] ein Schwede, daß alle europäiſchen Völker ihren Urſprung, folglich auch ihre Sprache von den Schweden genommen hätten.

Zwar nicht die Urſprache, aber doch die Quelle und den Urſprung der europäiſchen und eines großen Theils der aſiatiſchen ſah der berühmte Philolog Claudius Salmaſius[2] in der ſkythiſchen, die nach ſeiner Annahme über einen großen Theil Europas und Aſiens verbreitet war. Seinem Beiſpiel folgte der gelehrte Niederländer Marcus Zuerius Boxhornius,[3] der, unbefriedigt durch die bisherigen Claſſifikationsverſuche, in einem längeren Werke darthun wollte, daß die Gleichheit ſo vieler Wörter in der europäiſchen und der perſiſchen Sprache ihren Grund habe in ihrer Abſtammung aus der Skythiſchen oder der Celto-ſkythiſchen; nach ihm waren das Griechiſche, Lateiniſche, Germaniſche und Perſiſche Dialekte ein und derſelben Grundſprache. Von ähnlichen An-

---

[1]) Atlantica 3 Theile, 1679; 1689 und 1698. Eccard, S. 206. Das Höchſte leiſtete André Kempé, der in ſeinem Werke über die Sprache des Paradieſes behauptet, daß Gott mit Adam ſchwediſch geſprochen, Adam däniſch geantwortet und die Schlange mit Eva franzöſiſch geſprochen habe. Max Müller, I. S. 353.

[2]) De Hellenistica commentarius P. II. c. 2. S. 366. Morhof S. 737. „Nulla Europae fere gens nec Asiae, quin a Septentrione promanaverit. Inde propaginaes profectae populorum, quibus Europae Asiaeque pleraeque partes consitae fuerunt. Scythia igitur quae ad septentrionem omnes ferme gentes evomuit cum suis linguis, quae Europam et Asiam inundarunt. Ut autem vastissima illa Scytharum regio fuit et late porrecta ad Orientem et Occidentem, versus meridiem eructando varias hinc in Europa, inde in Asia produxit gentes.“

[3]) Boxhornius hat ſein beabſichtigtes Werk Gentium et linguarum Europaearum origines Scythicas nicht ausgeführt. Doch hat Georg Horn, der Herausgeber von Boxhorn's origines Gallicae in der Vorrede den Plan und den Hauptinhalt desſelben mitgetheilt. Eccard, 217 ff.

schauungen, wie die beiden letztgenannten Gelehrten, ist in seiner epochemachenden Classifikation der Sprache ausgegangen der geistreichste Sprachforscher des 17. Jahrhunderts

## Gottfried Wilhelm Leibniz.

Die Geschichte kennt viele Männer, die durch Umfang und Tiefe ihrer Kenntnisse vor ihren Zeitgenossen hervorragten. Aber sie ist nicht reich an jenen gewaltigen Geistern, die nicht blos das gesammte Wissen ihrer Zeit in sich vereinigten, sondern auch zugleich auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Forschens schöpferisch thätig waren, alle Wissenschaften mit ihrem Geiste durchdrangen und denselben neue Bahnen eröffneten. Ein solcher Geist war auf der Grenzscheide zwischen dem alten und neuen Hellenenthum Aristoteles, auf der Grenzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts Gottfried Wilhelm Leibniz.[1] In der Philosophie, in deren Geschichte er wie vor ihm keiner eingedrungen war, haben seine Ideen nahezu ein Jahrhundert unumschränkt geherrscht. Die Mathematik hat er durch die Differentialrechnung bereichert, die Naturwissenschaft mit neuen Principien durchdrungen, in der Theologie Wissen und Glauben, Vernunft und Offenbarung zu versöhnen gesucht, die Jurisprudenz hat er auf neuer Grundlage aufgebaut, in der Geschichte die Kritik und Detailforschung zur Geltung gebracht.

---

[1]) Geboren am 21. Juni 1646 in Leipzig, lebte er nach vollendeten Universitätsstudien von 1667—1672 in Frankfurt und Mainz, in den drei letzten Jahren im Dienste des Churfürsten Johann Philipp von Schönborn als Rath im Oberrevisionscollegium. Von 1672—1676 war er in Paris und von da mit kurzen Unterbrechungen in Hannover in der officiellen Stellung eines Bibliothekars mit dem Titel Geheimer Justizrath. Die Jahre 1700—1711 brachte er bald in Berlin zu, wo er auf Einladung des Königs Friedrich III. die Societät der Wissenschaften gründete, bald in Hannover, wohin er im Jahre 1711 für immer zurückkehrte, und wo er den 14. November 1716 starb.

Aber auch als Sprachforscher verdient Leibniz unsere Bewunderung; denn auch auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft hat sich Leibnizens Genius und sein unermüdlicher, nie rastender Fleiß nicht weniger bekundet, als auf anderen Gebieten des Wissens. Es zeugt von der Universalität, sowie von der Genialität seines Geistes, daß er inmitten so vieler und so eingehender Forschungen, wozu ihn angeborne Neigung und Fähigkeit antrieben, inmitten seiner der Politik wie dem praktischen Leben zugewandten Thätigkeit, auch die Bedeutung der Sprache zu würdigen vermochte und die Erkenntniß derselben bei sich und andern mit unverdrossenem Eifer förderte. Und in der That, wenn jemand in der damaligen Zeit befähigt war, auf diesem Felde mitzusprechen und mitzuwirken, so war es Leibniz. Seine umfassenden Kenntnisse in der Philosophie, sein durch das Studium der Mathematik und der Jurisprudenz geschulter Geist, sein geübter Blick, mit dem er rasch das allgemeine wie das einzelne übersah, sein liebevolles Eindringen in Dinge, die so vielen andern kleinlich erschienen, seine Aufmerksamkeit auf das scheinbare Unbedeutendste waren Eigenschaften, die ihm als Sprachforscher ganz besonders zu statten kommen mußten. Dazu kam die große Leichtigkeit, mit der er Sprachen erlernte, und seine reichen Sprachkenntnisse, die auf dem damaligen Standpunkte der Sprachforschung ganz besonders nöthig waren. Schon vor dem 13. Jahre hatte sich Leibniz eine seltene Belesenheit in den Classikern und Kirchenvätern erworben.

Da es für die Kenntniß des Bildungsganges von Leibniz von Wichtigkeit ist und auch ein pädagogisches Interesse gewährt, zu erfahren, wie sich Leibniz in früher Zeit so bedeutende Sprachkenntnisse angeeignet hat, so lassen wir seine eigene Schilderung folgen, wie sie enthalten ist in der vita **Leibnitii a se ipso breviter delineata.**[1]

---

[1]) S. O. Klopp, die Werke von Leibniz gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der königlichen Bibliothek zu Hannover, I. Reihe, I. Band, Einleitung Seite XXII und Guhrauer, Leibniz I, S. 10.

„Ich fand", ſagte er, „bei zunehmendem Alter und Kräften am Leſen von Geſchichten ein außerordentliches Vergnügen, und die deutſchen Bücher, deren ich habhaft wurde, legte ich nicht aus der Hand, bis ich ſie ganz durchgeleſen hatte. Auf die lateiniſche Sprache legte ich mich in der Schule, und ohne Zweifel wäre ich mit der gewöhnlichen Langſamkeit vorgeſchritten, wenn nicht ein Zufall mir einen eigenthümlichen Weg gewieſen hätte. Ich traf nämlich in dem Hauſe, wo ich wohnte, auf zwei Bücher, welche ein Student verſetzt hatte; das eine, erinnere ich mich, war ein Livius, und das andere der chronologiſche Theſaurus von Sethus Calviſius. Dieſe waren kaum in meinen Händen, ſo verſchlang ich ſie, und zwar verſtand ich den Calviſius ziemlich leicht, weil ich ein deutſches Buch über die allgemeine Hiſtorie hatte, welches häufig das nämliche ſagte. In dem Livius dagegen blieb ich häufig ſtecken; denn da mir die Dinge und die Schreibart bei den Alten unbekannt waren und den Geſchichtſchreibern überdies eine über das gemeine Verſtändniß erhabene Diction eigenthümlich iſt, ſo verſtand ich, aufrichtig geſagt, keine Zeile darin. Weil es aber eine alte Ausgabe mit Holzſchnitten war, ſo betrachtete ich dieſe emſig, las hie und da die untergeſetzten Worte, um die dunkleren Stellen wenig bekümmert, und das, was ich gar nicht verſtand, überſprang ich; und als ich dies öfter gethan und das ganze Buch durchgeblättert hatte und nachher in einiger Zeit die Sache von vorn betrieb, verſtand ich viel mehr davon. Darüber hoch erfreut, fuhr ich ſo ohne Wörterbuch fort, bis mir das meiſte ebenſo klar war, und ich immer tiefer in den Sinn eindrang.[1] ... Der Lehrer (der dies in der Schule merkte) ging zu denen, welchen meine Erziehung oblag und forderte ſie auf, zu verhüten, daß ich durch unzeitiges und voreiliges Leſen meine Studien ſtörte;

---

[1]) Hier iſt eine kleine Lücke im Text.

Livius passe ebenso für mich, wie der Kothurn für einen Pygmäen. Man müsse dem Knaben die Bücher, welche für ein höheres Alter wären, aus den Händen nehmen und ihm das Bilderbuch des Comenius und den kleinen Katechismus wieder in die Hand geben. Und ohne Zweifel würde er diese Personen überzeugt haben, wenn nicht zufällig ein gelehrter und durch Reisen gebildeter Edelmann aus der Nachbarschaft, ein Freund des Herrn vom Hause, Zeuge der Unterredung gewesen. Betroffen von des Schulmeisters, soll ich sagen Mißgunst oder Einfalt, wornach er alle nach einem und dem nämlichen Maße nahm, fing er an, ihnen zu beweisen, wie unbillig und nicht zu ertragen es wäre, daß die ersten Keime eines sich entfaltenden Genies durch Härte und Rohheit der Lehrer erstickt würden. Man müsse im Gegentheil den Ungewöhnliches versprechenden Knaben begünstigen und ihm mit allen Mitteln zu Hilfe kommen. So läßt er mich holen und als er auf seine Fragen nichts Ungereimtes aus meinem Munde hörte, stand er nicht eher ab, bis er meinen Verwandten das Versprechen abgerungen hatte, daß mir in die Bibliothek meines (verstorbenen) Vaters selbst, die so lange unter Schloß und Riegel gehalten wurde, der Zutritt gestattet werden würde. Ich triumphirte über diese Ankündigung, wie wenn ich einen Schatz gefunden hätte. Denn ich brannte vor Begierde, die Alten, die mir nur erst durch ihren Namen bekannt, zu erblicken, den Cicero und Quintilian und Seneca und Plinius und Herodot und Xenophon und Plato, die scriptores historiae Augustae und die vielen lateinischen und griechischen Kirchenväter. Diese las ich, wie mich der Trieb führte und fand mein Vergnügen in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Dinge. So verstand ich, ehe ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, das Lateinische geläufig und fing an, das Griechische zu stammeln."

Außerdem besaß Leibniz ansehnliche Kenntnisse in den semitischen Sprachen, insbesondere in der hebräischen, wie der Brief-

wechsel mit Job Ludolf zeigt, sowie in den neueren;[1] selbst die slavische war ihm nicht fremd.[2])

Als 24jähriger Jüngling hatte Leibniz die Sprache zum Gegenstand seines Nachdenkens und Forschens gemacht, und zwar zunächst mit Bezug auf ihre formale Seite, auf ihre Verwendbarkeit für die Darstellung philosophischer Materien. Boineburg, sein Gönner und Freund, hatte ihn zur Herausgabe des Marcius Nizolius aufgefordert, eines italienischen Schriftstellers, der gegen die barbarische Form der Scholastik zu Felde gezogen war und auf Einführung eines einfacheren und klareren Stiles in ciceronischer Weise gedrungen hatte.[3] In der umfangreichen Vorrede dazu, betitelt disputatio de stilo philosophico Nizolii Frankfurt 1670,[4] erklärt Leibniz als die Vorzüge der Darstellung die Klarheit, Wahrheit und Schönheit.

Zunächst nur über die Klarheit sich verbreitend, bemerkt er, daß diese in erster Linie abhänge von dem richtigen Gebrauch der Wörter, dieser aber von der richtigen Einsicht in die Grundbedeutung und die durch den Sprachgebrauch festgesetzte Bedeutung. Die letztere aber sei meistens durch Tropen, Synekdochen, Metonymien aus der ursprünglichen Bedeutung zu erschließen, wie die Bedeutung des Wortes fatum von fari deutlich darthue. Es sei daher die Aufgabe eines guten Grammatikers und Philosophen, durch fortgesetzte Anwendung

---

[1]) Hinsichtlich der englischen Sprache bemerkt er in einem noch ungedruckten Brief vom Jahre 1699 an den Bischof von London, welcher ihn in schlechtem Latein geschrieben hatte: J'entends passablement l'Anglais pour pouvoir recevoir vos ordres encore en cette langue. Pichler, die Theologie des Leibniz, S. 52.

[2]) Vgl. den Briefwechsel mit La Croze Dutens V. 477—518.

[3]) Die Schrift des Nizolius führt den Titel: Antibarbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos, Parma 1553

[4]) Leibnitii opp. Dutens. IV. P. I. S. 36—63, u. Erdmann opp. philosophica, S. 55—71.

von Tropen den Sprachgebrauch aus der Grundbedeutung abzuleiten.[1] Zu der Frage übergehend, in wie weit sich die deutsche Sprache eigne für die Erkenntniß und Prüfung philosophischer Wahrheiten spricht er sich in bezeichnender Weise also aus:

„Das aber wage ich zu behaupten, daß keine Sprache in Europa geeigneter ist, als die deutsche, denn die deutsche ist in den Bezeichnungen für Reales (in realibus) ungemein reich und vollkommen, so daß alle übrigen sie beneiden können, da die realen und mechanischen Künste seit vielen Jahrhunderten von keinem Volk sorgfältiger als von dem deutschen gepflegt worden sind in dem Maße, daß selbst die Türken in den griechischen und kleinasiatischen Bergwerken von deutschen Metallnamen Gebrauch machen.[2] Dagegen ist die deutsche Sprache zum Ausdruck für abstrakte Dinge (commenticia) ohne Zweifel die ungeeignetste, jedenfalls ungeeigneter als die französische und italienische und die übrigen Schößlinge des Lateinischen. Denn in den Töchtersprachen des Lateinischen wird aus einem nur wenig veränderten lateinisch-barbarischen sofort ein nichtbarbarisches französisches oder italienisches Wort; daher hat man auch Vieles, was aus der scholastischen Philosophie in die französische übertragen worden ist; im Deutschen hingegen hat noch nie jemand etwas derartiges versucht, er wäre denn mit allgemeinem

---

[1]) Erdmann opp. phil. S. 60 ff. Unde boni Grammatici atque etiam philosophi est continuatis troporum soritis, ut sic loquar, vocis usum ex origine deducere.

Vergl. noch folgende Stelle: Si ipsa vox privata est, sequitur, ut facta sit per quandam ὀνοματοποιΐαν, qualia sunt pleraque vocabula der Rothwelschen Sprache, cujus Lexicon in compendio habet Gesnerus.

[2]) Felleri Otium Hannoveranum S. 152. Legerus Constantinopoli diu fuit; is Spenero retulit linguam Turcicam mire mixtam esse: Sacra esse Arabica, politica ex Graeca, nautica et mercantilia ex Italica, mechanica et metallica ex Germanica lingua.

Zischen aufgenommen worden. Wenn aber jemand die lateinischen Ausdrücke hätte beibehalten oder verändern wollen, so hieße das nicht mehr deutsch, sondern lateinisch philosophiren; auch hätte es weder einen Nutzen gehabt, noch wäre es von irgend jemanden des Deutschen unkundigen verstanden worden, weil das Deutsche vom Lateinischen himmelweit absteht, was beim Italienischen und Französischen anders ist. Und dieß ist demnach der Grund, warum man in unserer Muttersprache die Philosophie später behandelt hat. Denn die deutsche Sprache sträubt sich zwar nicht gegen die Philosophie im Allgemeinen, aber gegen die barbarische. Da man aber die scholastische Art zu philosophiren so spät verbannt hat, so ist es auch kein Wunder, daß unsere Sprache so langsame Fortschritte in der Philosophie gemacht hat.

Was von dem Deutschen, das gilt auch von den Töchtern des Deutschen, der schwedischen, dänischen, englischen und holländischen Sprache, nur hat die unmittelbare Nähe die holländische und englische kühner gemacht in der Zulassung von Wörtern fremder Sprachen. Dagegen weist der Sprachgebrauch einflußreicher Männer und des Volks solches von sich, wiewohl gewisse Scholastiker und Wanderphilosophen von lauter Latinismen, Italicismen und Gallicismen strotzen." [1]

Wir finden in den angeführten Stellen dieser Jugendschrift die Anfänge seiner späteren sprachwissenschaftlichen Thätigkeit nach beiden Seiten hin, nach der sprachphilosophischen, wie nach der sprachvergleichenden, die zum Endzweck die Ausbildung und Vervollkommnung der deutschen Sprache und damit die Förderung des deutschen Ruhmes hat.

Zunächst aber verließ Leibniz dieses Gebiet, um sich den mathematischen, philosophischen, juridischen und politischen Studien zu widmen. Als er jedoch 1772 nach Paris kam, um Ludwig dem XIV. sein großartiges Projekt zu einer Expedition nach Aegypten

---

[1]) Erdmann, opp. phil., S. 62 und Pfleiderer, Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Leipzig 1870. S. 695 ff.

vorzulegen und dort in den gelehrten Kreiſen bekannt geworden war, erhielt er die ehrenvolle Aufforderung, ſich an der Herausgabe der Claſſiker zu betheiligen, die unter der Aufſicht des durch ſeine Gelehrſamkeit ausgezeichneten Huetius, des ſpäteren Biſchofs von Avranches, in usum Delphini veranſtaltet wurde. Da ihm die Wahl des zu commentirenden Schriftſtellers freigeſtellt wurde, ſo wählte er nach längerem Schwanken den Martianus Capella wegen des ſachlichen Inhalts. Die formale Seite der Claſſiker war damals überhaupt und namentlich auch für Leibniz mehr Nebenſache. Leibniz begann auch wirklich ſeine Aufgabe und ſchickte an Huetius ein Stück als Probe zur Einſicht, ſich entſchuldigend, daß die Arbeit langſam vorangehe, zugleich aber ließ er durchblicken, daß Huetius ihn von der weiteren Ausarbeitung dispenſiren möge, offenbar weil die Mathematik, Optik und Mechanik ihn mehr beſchäftigte, in der er auf dem Punkt war Ausgezeichnetes zu leiſten.

Was Ludovici[1] unter der Rubrik „die verloren gegangenen Schriften Leibnizens“ vorbringt, daß nämlich Leibnizen das Manuſcript zu Martianus Capella entwendet worden ſei, iſt völlig aus der Luft gegriffen.[2]

In den nächſten Jahren finden ſich keine Spuren ſprachwiſſenſchaftlicher Thätigkeit Leibnizens, mit Ausnahme etwa des kleinen Aufſatzes Dialogus de connexione inter res et verba et veritatis realitate, 1677,[3] die aber mehr mit ſeiner allgemeinen Charakteriſtik, der Specieuse générale, zuſammenhängt, als mit der Sprache an ſich. Erſt als Leibniz den Auftrag erhielt, die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig zu ſchreiben und zum Zwecke archivaliſcher Studien im Jahr 1687 ſeine Reiſe durch Süddeutſchland nach Wien und Italien unternahm, erfahren wir auch von

---

[1]) Ausführlicher Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Leibnizi ſchen Philoſophie II. S. 31.

[2]) Guhrauer Leibniz I. S. 154 ff. und Dutens V. 455 ff.

[3]) Erdmann, opp. philosophica 76—78.

ſeinen etymologiſchen Studien. Auf der Reiſe hatte er den berühmten Orientaliſten und Geſchichtſchreiber Job Ludolf in Frankfurt beſucht, (der kurz vorher Leibniz zur Theilnahme an dem neu gegründeten collegium historicum eingeladen), und mit dieſem innige Freundſchaft geſchloſſen, die wie der zwiſchen ihnen eröffnete Briefwechſel bis zu dem im Jahr 1704 erfolgten Tode Ludolfs dauerte. Dieſer Briefwechſel[1] gehört zu dem Intereſſanteſten in der ungemein reichen Leibniziſchen Briefliteratur,[2] weil er uns nicht blos tiefe Blicke in ſeine Studien, ſondern auch in ſeinen Charakter, ſeine politiſche und ireniſche Thätigkeit gewährt.

Leibniz betrieb in den nächſten Jahren die Sprachſtudien mit einem wahren Feuereifer. Schon im erſten Brief, den er von Wien aus an Ludolf (1688) ſchickte, (es iſt derſelbe, in dem er dem collegium historicum ſo vortreffliche Rathſchläge zur Förderung des Geſchichtsſtudiums gab), tritt er mit einer Reihe von Vorſchlägen auf, die auf Erleichterung des Sprachſtudiums abzielten und den Mann mit praktiſch kundigem Blicke verrathen. Um die Schwierigkeiten,

---

[1]) Herausgegeben von Aug. Beneb. Michaelis unter dem Titel: Jobi Ludolfi et Godofr. Guil. Leibnitii Commercium epistolicum, Göttingen 1745, wieder abgedruckt und mit vier weiteren aus den collectaneis etymologicis entnommenen Briefen in Dutens VI. P. I. S. 67—170 und VI. P. II. 177—182.

[2]) O. Klopp bemerkt hierüber in dem Vorwort Reihe I. 1 S. 8: Der Leſer wird ſich eine Vorſtellung der Maſſe dieſes Briefwechſels aus der Thatſache machen, daß außer den Briefen, die in den größeren Fascikeln zerſtreut liegen, je nachdem ſie auf beſondere in denſelben aufbewahrten Arbeiten ſich beziehen, der Catalog der Correſpondenzen zwei und dreißig Namen fürſtlicher Perſonen und ein tauſend und zwei und zwanzig nicht fürſtlicher Perſonen enthält. Ich habe von Toinard bis Zunner alphabetiſch hundert und neunzehn Correſpondenzen catalogiſirt. In dem Briefwechſel, ſind alle Lebensſtände, alle Berufsarten vertreten von Kaiſern und Kaiſerinnen durch die ganze Stufenleiter des damaligen deutſchen Reiches und anderer Länder, geiſtlichen und weltlichen Lehr-, Nähr- und Wehrſtandes.

die ſich bei Erlernung fremder Sprachen darbieten, zu vermindern, wünſcht er ein Univerſalalphabet in lateiniſchen Buchſtaben und begründet ſeinen Wunſch durch Aufzählung der zahlreichen Vortheile, welche dieſe Einrichtung im Gefolge hätte.

„Ich wünſchte“, ſagt er, „daß man die Alphabete aller Sprachen, ſo weit es möglich iſt, in vielfach ausgebildeten lateiniſchen Charakteren erkläre,[1] nicht blos zu dem Zweck, daß man die Eigennamen richtig ausſpricht, ſondern auch des höheren Vortheils wegen, damit man nämlich arabiſche, äthiopiſche, ſyriſche und ähnliche Bücher, wenigſtens einige, wie z. B. die Bibeln oder Wörterbücher, in lateiniſcher Schrift drucke; dann würde man vielleicht in der halben Zeit dieſe Sprachen erlernen. Mich wenigſtens hat nichts mehr als die fremden Buchſtaben abgeſchreckt, die harten Schalen gleichen, welche Mark oder Kerne einſchließen, die man gerne genießen würde, wenn man vorher die Schale geöffnet fände. Sicherlich ſind jene fremdländiſchen Buchſtaben nur Nebenſache; ohne ſie kann die Sprache exiſtiren, ausgeſprochen und geſchrieben werden. Warum verdoppeln wir alſo die an und für ſich ſchon große Schwierigkeit? Wer einmal von der Sprache einige Kenntniß hat, wird ſich allmählig und leichter an die Buchſtaben und Schrift machen. Auch iſt ſie nicht nöthig außer um die Manuſcripte zu leſen, was man nur von denen verlangt, welche ſich eine eingehendere Kenntniß der Sprache zur Aufgabe machen, oder um mit den Eingeboreneu zu verkehren, was in unſerem Lande ſelten vorkommt. Ich will nicht ſprechen von den Koſten und der Schwierigkeit, ſo verſchiedene und exotiſche Typen herzuſtellen, wodurch ſich die Ausgaben verzögern, die Preiſe der Sachen vergrößern und die Irrthümer vermehren. — Sodann wünſchte ich, daß von ſprachkundigen Leuten kleine Wörterbücher herausgegeben

[1]) Omnium linguarum cognitarum Alphabetha qua licet, latinis characteribus varie effictis explicari optarem etc. Dutens VI. P. I. 68.

wurden, in denen die Wurzeln und Grundwörter der meiſten bekannten Sprachen enthalten wären. Zugleich ſollte man eine kleine Grammatik hinzufügen, die ausreichen würde für die Converſation, zum Schreiben und Leſen leichterer Schriften, die ſich dann ein jeder nach Belieben, wie es das Bedürfniß oder das Studium verlangt, erweitern könnte." [1]

Was Leibniz, in dem Idealismus und Realismus, Theorie und Praxis in ſo harmoniſcher Weiſe vereinigt war, hier ſpeziell für die ſemitiſchen Sprachen verlangt, iſt erſt in unſern Tagen für die indogermaniſchen Sprachen zur Ausführung gebracht worden in dem Wurzelwörterbuch von Fick [2] und der Elementargrammatik der Sanskritſprache von Camillo Kellner, Leipzig 1868. [3]

---

[1]) Deinde optarem ab hominibus linguarum peritis dictionariola edi, quibus plerarumque linguarum cognitarum radices atque primariae voces continerentur adjecto grammatico cujusque compendiolo, quae sufficerent conversationi et scripturae et faciliorum librorum lectioni, postea usu et studio cujusque pro arbitrio longius deinde proferenda Ganz ähnlich ſpricht er ſich zehn Jahre ſpäter an denſelben Ludolf aus: Vellem ego, quicunque characteribus in vulgus ignotis aliquid edunt, adjicerent scripturam in notioribus literis, qualis Latinae pro occidentalibus, Hebraicae pro orientalibus. Nunc iis qui nondum initiati sunt, duplicatur labor quasi duplici vallo et characterum et linguae. Dutens VI. P. I, S. 160.

[2]) Wörterbuch der Indogermaniſchen Grundſprache in ihrem Beſtande vor der Völkerwanderung. 1868.

[3]) In der Einleitung bemerkt Kellner: „Zur Vermeidung der zuerſt erwähnten Schwierigkeit (das Leſen der alten indiſchen Schrift) war ich keinen Augenblick zweifelhaft, von der altindiſchen Schrift ganz abzuſehen und dafür die lateiniſche Tranſcription meines verehrten Lehrers des Herrn Dr. Hermann Brokhaus in Anwendung zu bringen, und berechtigte ſchon der Vorgang Bopp's in der dritten Auflage ſeiner Grammatik zu dieſer Neuerung, ſo wurde ſie ganz unbedenklich durch den Zweck dieſer Schrift, die ja gar nicht den Anſpruch erhebt, Indologen vom Fach zu bilden, ſondern nur in ſprachwiſſenſchaftliche Studien einführen will."

Auch die Anwesenheit in Rom, wohin Leibniz von Wien aus gegangen war, benützte er eifrig, um Materialien für seine sprachlichen Studien zu erhalten. Zu diesem Zweck hatte er sich mit dem Jesuiten Grimaldi, der vom Kaiser von China zum Mandarin und Präsidenten des mathematischen Lehrstuhls gemacht worden war, zur Eröffnung eines regelmäßigen Briefwechsels nach Indien und China verabredet.[1]

Nach Hannover (Juni 1690) zurückgekehrt, setzte Leibniz seine sprachwissenschaftlichen Studien mit Energie fort und von Jahr zu Jahr erweiterte sich sein brieflicher Verkehr und Gedankenaustausch mit Männern im In- und Ausland, die sich mit Sprachwissenschaft beschäftigten und solchen, die er selbst zu diesem Studium durch Wort und Beispiel ermunterte. Unter diesen sind in chronologischer Reihenfolge besonders folgende namhaft zu machen: Hermann von der Hardt, nachheriger Vorstand der Universitäts-Bibliothek zu Berlin, mit dem Leibniz sich über die Möglichkeit der Herstellung einer Sprachenharmonie und über das Verhältniß des Hebräischen zu den übrigen Sprachen verbreitete.[2]

Gerhard Meyer, ein Theolog aus Bremen, den Leibniz zum Studium der germanischen Philologie angefeuert hatte, und der in der Folge auch an die Abfassung einer deutschen Grammatik und eines sächsischen Glossars geschritten war, an der Vollendung und Herausgabe derselben aber durch plötzlichen Tod gehindert wurde.[3] Deutsche Etymologien bilden den hauptsächlichsten Inhalt dieser gegenseitigen Briefe.

---

[1]) Guhrauer Leibniz I. S. 100 f.

[2]) Briefe bei Dutens VI. 225—227.

[3]) Eccard in der ausführlichen Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Collectanea etymologica Leibnizens sagt über Meyer, S. 52: Venerat is forte Hannoveram ad invisendum Reverendissimum Gerardum Molanum Abbatem Luccensem. Ibi notitiam cum illustri Leibnitio contraxit, ab eoque ad philologiae Germanicae studium incitatus est. — Successu vero temporis ad Grammaticam Germanicam et glossarium saxonicum componendum selectarum rerum copiam undique conquisivit, atque ex insigni apparatu exactius quid daturus fuisset, nisi inopina mors laudabiliter coepta

Einen brieflichen Verkehr unterhielt er ferner mit Andreas Akoluthus, Diakonus und Professor der Hebräischen Sprache am Gymnasium Elisabethanum in Breslau und Mitglied der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Die orientalischen Sprachen, insbesondere Untersuchungen über die armenische, die Akoluthus mit der der alten Aegypter in Verbindung brachte, sind das Thema dieser Correspondenz.[1]

Ueber slavische Sprachen und die Classifikation der Sprachen überhaupt handelt der Briefwechsel mit dem schwedischen Minister des Auswärtigen Sparvenfeld,[2] über die zahlreichen Sprachen im europäischen und asiatischen Rußland der mit dem berühmten Reisenden und Schriftsteller Nikolaus Witsen[3] und dem kaiserlichen Dollmetsch und Professor der türkischen Sprache Podesta;[4] über Einrichtung und Werth der Lexika mit dem Abbé Nicaise.[5]

Der Briefwechsel mit den genannten Männern, sowie die Abfassung der bedeutendsten Schrift sprachwissenschaftlichen Inhalts, „Unvorgreiffliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache", fällt fast ausschließlich in das letzte Decennium des 18. Jahrhunderts, insbesondere gegen das Ende desselben, in die Zeit, in der Leibniz auf der Höhe seines Ruhmes stand. In dem ersten Decennium des folgenden Jahrhunderts ist die Correspondenz, die sich über Sprache und Sprachen verbreitet, spärlicher; am wichtigsten und interessantesten ist die mit dem Slavisten, Orientalisten und Vorsteher der königl. Bibliothek La Croze über die slavischen Sprachen. Dagegen hat er seine sprachphilosophischen An-

interrupisset. Den Briefwechsel siehe in den Collectanea etymologica P. I, S 238—315 und Dutens VI, P. II. 145—176.

[1]) Collectanea etymologica I. S. 172 ff. und Dutens VI. P. II. S. 130—140.

[2]) Dutens V. 543 u. VI. P. II. 220—224.

[3]) Dutens VI. P. II. 199—206. Collect. etym. P. II. 360—384.

[4]) Dutens VI. P. II. 228—230.

[5]) Dutens V. S. 547 f.

[6]) Dutens V. 477—518.

ſchauungen in zuſammenhängender und zuſammenfaſſender Weiſe entwickelt in den „Neuen Verſuchen über den menſchlichen Verſtand“ [1] und ſeine Anſichten über die Verwandtſchaft der Völker und Sprachen in der „Kurzen Angabe der Gedanken über den Urſprung der Völker.“ [2]

Daß Leibniz bis in die letzten Tage ſeines thätigen Lebens einen Theil ſeiner viel in Anſpruch genommenen Zeit und ſeiner ſelbſt im hohen Alter mit eiſernem Fleiß fortgeſetzten Studien der Sprachforſchung widmete, erhellt theils aus dem bereits erwähnten Briefwechſel mit La Croze (der letzte Brief iſt vom 9. Oktober 1716), theils aus der von Leibniz zum Zweck der Herausgabe veranſtalteten Sammlung ſeiner etymologiſchen Studien, theils aus einem geiſtvollen, umfangreichen Schreiben (dieſe vertreten bei Leibniz bekanntlich oft die Stelle von ganzen Abhandlungen oder kleineren Werken) aus Wien vom Jahr 1714 an den engliſchen Sprachforſcher Chamberlayne, der ein großes Werk über das Vaterunſer in verſchiedenen Sprachen herauszugeben beabſichtigte.[3]

Mit Bezug auf den Charakter der ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit Leibnizens wird nun in folgendem zur Betrachtung kommen:

1) die Sprachphiloſophie,
2) die Claſſifikation der Sprachen,
3) die etymologiſche Thätigkeit.

[1]) Nouveaux essais sur l'entendement humain par l'auteur du système de l'harmonie préétablie 1703—1704? Erdmann opp. phil. 195—418.

[2]) Brevis designatio meditationum de originibus gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum zuerſt erſchienen in den Miscellanea Berolinensia vom Jahre 1710, S. 1—16, abgedruckt bei Dutens IV. P. II. 186—198.

[3]) Dutens VI. P. II. 192. „Non sine applausu, ſchreibt Leibniz, intelligo, consilium tibi esse reddere praelo anctas et emendatas Orationes Dominicas multarum linguarum. Id enim specimen philologicum utilissimum censeo et dolendum est, nihil simile antiquis in mentem venisse, quo ad posteros transmitti potuisset aliqua linguarum veterum notitia, quae nunc intercidere“.

## Weſen, Urſprung und Zweck der Sprache.

So viel im 17. Jahrhundert über die Geſtalt und den Charakter der Urſprache, ſowie über die Beziehungen und Verwandtſchaftsgrade der Sprachen unter einander geſchrieben und geſtritten worden iſt, ſo wenig dachte man über das Weſen der Sprache ſelbſt nach und über ihre Bedeutung für die Operationen des menſchlichen Geiſtes, oder über das Verhältniß von Denken und Sprechen. Bei dem Carteſianer Claubergius finden wir zuerſt Spuren eines tieferen Eindringens in die Philoſophie der Sprache, wenn er den Satz aufſtellt, daß die meiſten Wörter urſprünglich nur ſinnliche Begriffe bezeichnet hätten und allmählig auf nicht ſinnliche, abſtrakte übertragen worden ſeien.[1]

Eingehender hat der Engländer Locke[2] den Einfluß der Sprache auf das menſchliche Denken dargethan und einige Sätze aufgeſtellt, die noch heute von der Sprachwiſſenſchaft als richtig anerkannt werden. Wie wenig aber ſolche ſprachphiloſophiſche Betrachtungen im Geiſte der damaligen Zeit lagen, geht daraus hervor, daß ſich Locke entſchuldigen zu müſſen glaubt, daß er ein ganzes Buch (das dritte) der Sprachbetrachtung gewidmet habe, wie er denn zugleich geſteht, daß er erſt während der Abfaſſung ſeines Werkes die Wichtigkeit des Gegenſtandes erkannt habe.[3]

Leibniz gegenüber war freilich eine ſolche Entſchuldigung nicht nöthig, da er ſchon frühe die hohe Wichtigkeit der Sprachwiſſenſchaft für die Erkenntniß des menſchlichen Geiſtes erkannte. Er folgt daher dem engliſchen Philoſophen gerne

---

[1]) Vergleiche oben S. 17.

[2]) Verſuch über den menſchlichen Verſtand 1688.

[3]) Buch III. Cap. 5 §. 17. Especially since what e have here said concerning Words in this third Book, will possibly be thought by some to be much more than what so slight a Subject requir'd.

auf das sprachliche Gebiet in den „Neuen Versuchen über den menschlichen Verstand",[1] ihm bald zustimmend, bald widersprechend, manches, was Locke blos andeutet, durch eine Fülle von concreten Beispielen erläuternd und erweiternd, wobei er seinen universellen Geist in glänzender Weise bekundet.

Seine Ueberzeugung nun von dem großen Werth der Erforschung der Sprache drückt Leibniz in sehr charakteristischer Weise in folgenden Worten aus: „Ich glaube fürwahr, daß die Sprachen der beste Spiegel des menschlichen Geistes sind, und daß eine sorgfältige Analyse der Bedeutungen der Wörter besser als alles andere über die Operationen des Verstandes Aufschluß geben würde.[2] Die großen Fortschritte der Sprachwissenschaft gleichsam voraussehend, sagt er an einer andern Stelle: „Man wird mit der Zeit alle Sprachen der Welt einregistriren und in Wörterbüchern und Grammatiken zusammenstellen und sie dann mit einander vergleichen. Und dies wird von sehr hohem Werth sein sowohl für die Kenntniß der Dinge, weil die Namen oft ihrem eigenthümlichen Wesen entsprechen (wie

---

[1]) Die Abfassungszeit der Nouveaux essais, der wichtigsten und umfangreichsten philosophischen Schrift, wird seit Erdmann in das Jahr 1704 verlegt. Nach einer Bemerkung im dritten Buch hat aber Leibniz noch im Jahre 1705 daran gearbeit, denn libre III, c. II §. 1. S. 302 ist von dem berühmten Rechtsgelehrten Schilter aus Straßburg als von einem eben erst gestorbenen die Rede. J'espère pourtant que le public en (von der Arbeit des Sprachforschers Meyer) profitera un jour, aussi bien que des travaux semblables de M. Schilter, jurisconsulte célèbre à Strasbourg, mais qui vient aussi de mourir. Sein Tod erfolgte aber am 14. Mai 1705. Siehe Biographie universelle ancienne et moderne' tome Quarant-Unième S. 152. Hiernach hat Leibniz jedenfalls noch die erste Hälfte des Jahres 1705 auf die Abfassung der Schrift verwendet. Man müßte denn nur annehmen, daß er bei später erfolgtem Durchlesen oder bei einer Art Schlußredaktion die obigen Worte eingefügt hätte.

[2]) Nouv. essais lib. III. c. VII. §. 6. Erdmann S. 324, und Unvorgreifl. Gedanken §. 1.

man dies sieht an den Bezeichnungen für die Pflanzen bei verschiedenen Völkern), als für die Kenntniß unseres Geistes und der wunderbaren Mannigfaltigkeit seiner Operationen." [1]

Trotzdem theilt Leibniz mit Locke die hergebrachte Ansicht, daß Denken auch möglich gewesen sei ohne Sprache;[2] die Unzertrennlichkeit beider Akte, wie sie die neuere Sprachwissenschaft und Philosophie annimmt,[3] so daß Vernunft nur mit der Sprache und Sprache nur mit der Vernunft gegeben ist, aufzustellen, liegt der Leibnizischen Anschauung vom Wesen der Sprache ferne. Die Sprache ist für Leibniz das Mittel, nicht Gedanken zu denken, sondern Gedanken andern gegenüber auszusprechen und sich verständlich zu machen. Ohne den Wunsch, sich verständlich zu machen, wäre die Sprache vielleicht nie gebildet worden. Als Glied der Gesellschaft aber, für die der Mensch von Gott geschaffen und in der er allein seine Zwecke erreichen kann, bedarf er des Vehikels der Sprache.[5] Diese ist ihm aber nicht als eine fertige verliehen, sondern nur der Anlage nach vermöge bestimmter Organe, mit deren Hülfe er artikulirte Töne, d. h. Worte hervorzubringen im Stande ist. Zwar haben auch die Affen ähnliche Organe wie der Mensch, aber sie können keine Worte hervorbringen und die Papageie sogar Worte, ohne aber wirkliche Sprache zu haben. Nur dem Menschen kommt

---

[1]) Nouv. essais liv. III. c. I. §. 5. Erdmann S. 357.

[2]) Cogitationes fieri possunt sine vocabulis. Erdmann opp. phil. S. 77.

[3]) Steinthal, Der Ursprung der Sprache. Berlin 1868.

[4]) Nouv. essais livre III. c. I. §. 2. Je crois qu'en effet sans le desir de nous faire entendre, nous n'aurions jamais formé de language.

[5]) Nouv essais liv. III. cap. I. §. 1, Erdmann S. 296. (Dieu) lui a donné aussi la faculté de parler, qui devoit être le grand instrument et le bien commun de cette société. C'est de la que viennent les mots, qui servent à représenter et même à expliquer les Idées.

die Fähigkeit und das Vermögen zu, die artikulirten Töne, d. h. die Worte zu Zeichen innerer Conceptionen zu machen und auf dieſe Weiſe ſich einerſeits mit ſeinesgleichen zu verſtändigen, andrerſeits die eigenen Gedanken im Gedächtniß feſtzuhalten. Ueber beide Zwecke, namentlich über den letzteren ſpricht ſich Leibniz klar und populär in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ folgendermaßen aus:[1]

„Es iſt aber bei dem Gebrauch der Sprache auch dieſes ſonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, ſondern auch der Dinge Zeichen ſeyn, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unſre Meinung andern anzudeuten, ſondern auch unſern Gedanken ſelbſt zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handelsſtädten auch im Spiel und ſonſten nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet, alſo thut auch der Verſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, ſo oft ſie vorkommt, von neuem zu bedenken.[2] Daher, wenn er ſie einmal wohl gefaſſet, begnügt er ſich hernach oft, nicht nur in äußerlichen Reden, ſondern auch in den Gedanken und innerlichem Selbſtgeſpräch das Wort an die Stelle der Sache zu ſetzen.

---

[1]) Unvorgreifl. Gedanken §. 5. Collect. etymol. P. I. S. 257, und Guhrauer, Deutſche Schriften I. 450 f. Vgl. noch Erdmann opp. phil S. 92. Omnis humana ratiocinatio signis quibusdam sive characteribus perficitur. Non enim tantum res ipsae, sed et rerum ideae semper animo distincte observari neque possunt neque debent et itaque compendii causa signa pro ipsis adhibentur.

[2]) Nouv. essais liv. III. c. IX. §. 1. Les paroles ne sont pas moins des marques (Notae) pour nous (comme pourroient être les charactères des nombres ou de l'Algèbre) que des signes pour les autres.

Und gleichwie ein Rechen-Meiſter, der keine Zahl ſchreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichſam an den Fingern abzehlete, wie man die Uhr zehlet, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: Alſo wenn man im Reden und auch ſelbſt in Gedanken kein Wort ſprechen wollte, ohne ſich ein eigenthümliches Bildniß von deſſen Bedeutung zu machen, würde man überaus langſam ſprechen, oder vielmehr verſtummen müſſen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen und alſo im Reden und Denken nicht weit kommen.

Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man ſtufenweiſe zum Facit ſchreitet und beim Vernunftſchluß zur Sache ſelbſt gelanget. Woraus erſcheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbild und gleichſam als Wechſel und Zeddel des Verſtandes wohl gefaſſet, wohl unterſchieden, zulänglich, häuffig, leicht fließend und angenehm ſeyn."

Wie wurden nun die Wörter zu Zeichen der Ideen und der Dinge, oder welches iſt der Urſprung der Wörter, d. h. der Sprache, wer iſt nach Leibniz ihr Schöpfer?

Der Schöpfer der Sprache iſt der Menſch ſelbſt und die Wörter ſind das Abbild der durch ſie bezeichneten Dinge, die Nachahmung der mannigfaltigen Gegenſtände durch Laute. Denn nicht etwa auf Willkühr oder auf dem bloſen Zufall beruht die Bedeutung der Wörter, ſondern auf der Aehnlichkeit und dem Gleichklang des Wortes mit dem durch daſſelbe bezeichneten Begriff.[1])

Leibniz ſtellt ſich ſomit in dieſer Frage auf die Seite der Griechen, die, ſeit ſie über die Sprache philoſophirten, an

---

[1]) Unvorgreifl. Gedanken S. 253, §. 50. Dergleichen Exempel ſind nicht wenig vorhanden, ſo nicht allein der Dinge Urſprung entdecken, ſondern auch zu erkennen geben, daß die Worte nicht ebenſo willkührlich oder von ohngefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie denn nichts ohngefähr in der Welt, als nach unſerer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſache verborgen.

dem menſchlichen Urſprung derſelben feſtgehalten haben, ſpeziell aber nimmt er mit Plato an, daß die Sprache φύσει entſtanden, während Locke mit Ariſtoteles ſie νόμῳ oder mit den Alexandrinern θέσει entſtanden ſein läßt. „Je sais", ſagt er, „qu'on a coutume de dire dans les écoles et par tout ailleurs, que les significations des mots sont arbitraires (ex instituto) et il est vrai, qu'elles ne sont point determinées par une necessité naturelle, mais elle ne laissent pas de l'être par des raisons tantôt naturelles, où le hazard a quelque part, tantôt morales, où il entre du choix".[1] Viel beſtimmter und ſchärfer lautet folgende Stelle: „Sicherlich ſind die Sprachen nicht aus Uebereinkunft hervorgegangen und auch nicht ſo zu ſagen durch ein Geſetz geſchaffen worden, ſondern ſie ſind entſtanden durch eine Art Naturtrieb der Menſchen, welche den Stimmungen und Regungen der Seele die Töne anpaßten."[2]

Anders verhalte es ſich freilich mit den künſtlichen Sprachen, wie der des Biſchofs von Cheſter, Wilkins,[3] des Georg

---

[1]) Nouv. essais liv. III. c. II. §. 1. Erdmann S. 208.

[2]) Brevis designatio meditationum de originibus gentium. S. 2. Vrgl. noch folgende Stelle ebenda: In linguis paulatim natis orta sunt vocabula per occasiones ex analogia vocis cum affectu, qui rei sensum comitabatur, nec aliter Adamum nomina imposuisse crediderim.

[3]) Brevis designatio S. 2: Artificiales linguas excipio, qualis Wilkinsii episcopi Cestriensis, viri ingenio doctrinaque egregii fuit (quam tamen vix quisquam praeter ipsummet et Rob. Boylium didicit, ut hic mihi narrabat). Ueber deſſen Essay towards a Real Character and a philosophical Language, London 1668. vrgl. Max Müller II. S. 41 ff. Nach der angeführten Stelle (es gibt deren noch mehrere) iſt es alſo nicht blos wahrſcheinlich, wie Max Müller meint, ſondern ganz ſicher, daß Leibniz das Werk des engliſchen Philoſophen kannte; daß Leibniz auch nicht durch das Werk von Wilkins zu ſeiner spécieuse générale angeregt wurde, ſagt er ſelbſt. J'avois considéré cette matière avant le livre de M. Wilkins, quand j'étois un jeune homme d. 19 ans. Dutens VI. P. I. S. 262.

Dalgarus, oder dem von den Deutſchen ſogenannten Rothwelſch.[1] Dieſe ſeien das Produkt individueller Willkühr oder beruhen auf vorhergegangener Verabredung.

Wenn die Beziehungen und der Zuſammenhang der Laute mit den von ihnen bezeichneten Begriffen nicht mehr deutlich erkannt wird, ſo hat dies nach Leibniz ſeinen Grund in der unendlichen Verſchiedenheit der ſpäteren und gegenwärtigen Sprachen von der Urſprache. Denn durch die Länge der Zeit, durch häufige Metaphern haben ſich die Bedeutungen der Wörter verändert und verdunkelt. Ein nur flüchtiger Vergleich der jetzigen mit den früheren Sprachzuſtänden läßt darüber keinen Zweifel. Wie ſehr weicht das heutige Franzöſiſch von dem ab, das ſich findet in der Eidesformel der Söhne Ludwigs des Frommen, und das jetzige Deutſch von dem des codex argenteus?[2] Hätten wir, meint Leibniz, die Urſprache, an deren einmaliger Exiſtenz nicht zu zweifeln iſt,[3] in ihrer Reinheit, ſo müßte auch der Zuſammenhang zwiſchen Laut und Begriff deutlich erſcheinen, möge die Sprache φύσει ſein, oder der willkührlichen Uebereinkunft ihren Urſprung verdanken. Auf eine gemeinſame Urſprache aber weiſen noch in den vorhandenen Sprachen viele Wörter hin, insbeſondere diejenigen, welche die Laute der Thiere nachahmen. Damit ſchließt ſich Leibniz ganz an Plato, den Urheber des onomatopoetiſchen Princips der Sprachen, an.[4] Onomatopoie iſt für Leibniz der

---

[1]) Nouv. essais liv. IV. c. II. §. 1. S. 399.

[2]) Nouv. essais liv. IV. c. II. §. 1. S. 399.

[3]) Nouv. essais liv. III. c. 2. §. 1. S. 300. En sorte, qu'il n'y a rien, qui combatte et qui ne favorise plutôt le sentiment de l'origine commune de toutes les nations et d'une langue radicale primitive, und Journal des savans v. 1692. Car il semble en effet, que presque toutes les langues ne sont que des variations souvent bien embrouillées des mêmes racines, mais qu'il est difficile de reconnaitre à moins que de comparer beaucoup de langues ensemble.

[4]) Steinthal, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern. S. 100 f.

Ausgangspunkt für jegliche weitere Sprachbildung, und es ist ihm jedenfalls mit seiner Theorie, so mangelhaft sie auch sein mag, ebenso ernst, wie dem griechischen Philosophen. Den einzelnen Buchstaben wird daher von Leibniz dieselbe Kraft und Bedeutung beigelegt, wie von Plato, obgleich er sich nicht verhehlen kann, daß der Sachverhalt in vielen Wörtern der vorhandenen Sprachen ein ganz anderer ist. So bezeichnet der Buchstabe r der Natur des Lautes entsprechend eine heftige Bewegung und starkes Geräusch.[1] Geht das mit r beginnende Wort auf ein k aus, so tritt der Bewegung ein Hinderniß entgegen, tritt aber ein s oder z am Ende ein, so bezeichnet dies einen Riß oder Bruch, k initialis dagegen verleiht eine nicht geringe Kraft. Als Beispiel werden neben vielen andern für das eine Bewegung und Geräusch hervorbringende r angeführt die Wörter ῥέω, rinnen, rüren, rutir, Rhein, Rhone, rauben, rapere, rauschen, recken (étendre avec violence) ῥήγνυμι, rumpo, reißen, Riß, diese letzteren zwei zugleich als Beispiele für das Brechen nach erfolgter Bewegung; für r mit k finale die Redensart einen Ruck thun. Das Gegentheil des r ist das l, das naturgemäß eine viel sanftere Bewegung bezeichnet, wie zu ersehen ist aus den Wörtern laben, leben, lieben, lind, lenis, laufen (glisser proptement comme l'eau, qui coule), labi, legen, λύω, lösen, legere, lesen. Aus diesem Grund sprechen Kinder und solche, denen das Aussprechen des Buchstabens r schwer fällt, mon léve-lend pèle, statt mon révérend père, und beginnen die Deminutivendungen im Lateinischen, Romanischen und Süddeutschen mit einem l. Wie aber verhält es sich mit Wörtern wie lion, lynx, loup, die nach Leibnizens Geständniß selbst nichts weniger, als etwas Sanftes bezeichnen und sind? Hier, glaubt Leibniz, könne man sich an eine andere Eigenschaft halten, nämlich an die Schnelligkeit, an das Laufen dieser Thiere,

[1]) Brevis designatio. S. 2. Ex ipsa enim natura soni litera Canina motum violentum denotat; at k finale ejus obstaculum, quo sistitur.

„das sie fürchten macht oder zum Laufen antreibt", wie wenn derjenige, der ein solches Thier sieht, den andern zurufen würde „lauft fort"! Dem w kommt gleichfalls eine Bewegung zu und zwar eine „so ab- und zugeht" in Wörtern wie wehen, Wind, vent, vadum, water, volvo, verto.[1] Durch den Buchstaben k wird vornehmlich ausgedrückt das Krumme und dabei Festhaltende, wie in curvus, uncus, Hacke; im sp liegt das Durchdringende, so in Spitz, Spindel, spalten, spähen, specere, spia, épier, spada. Das h bezeichnet von Natur das Hohe, die Erhebung, wie in hoch, heben, heaven, Haupt רֹאשׁ הַר. Wie den Consonanten, so wohnt auch den Vocalen eine bestimmte Bedeutung inne. So bezeichnet das a, zumal wenn noch eine leise Aspiration folgt, von Natur einen leichten Hauch (spiritum lenem), das i und e als die hellsten Laute sind Symbol des Lichtes und durch Uebertragung des Angenehmen und Ansprechenden, wie o und u als die dumpfsten Symbole der Finsterniß sind. Aus diesen und ähnlichen Wörtern schließt Leibniz, daß irgend etwas Natürliches im Ursprung der Wörter liege, das eine Beziehung zwischen den Dingen und den Lauten und den Bewegungen der Stimmorgane deutlich darthue.[2]

Ganz in derselben Weise, ja oft mit denselben Worten hat sich schon Sokrates im platonischen Kratylos über die Natur und die Bedeutung der Buchstaben ausgedrückt. Das r sei Organ jeder Bewegung, welche es nachahme, indem die Zunge beim r am meisten erschüttert werde, so finde es sich in ῥεῖν fließen, τρόμος zittern, τραχύς rauh, κρούειν schlagen, θραύειν zerbrechen, θρύπτειν zerreiben, das φ, ψ, σ und ζ

---

[1]) Dutens VI. P. II. 153. Litera w non vehementiam indicat sed flexum, involutionem, motum circularem.

[2]) Nouv. essais liv. III. c. II. §. 1. Erdm. S. 301. Sans parler d'une infinité d'autres semblables appellations qui prouvent qu'il y a quelque chose de naturel dans l'origine des mots, qui marque un rapport entre les choses et les sons et mouvements des organes de voix.

bezeichnen als Hauchlaute τὸ ψυχρόν das Kalte und τὸ ζέον das Siedende und die Erſchütterung, τὸ σείεσθαι. Das Glatte, Glänzende und Gleitende liege in Wörtern wie λεῖος, λιπαρός, ὀλισθαίνειν, d. i. im Buchſtaben λ. Das i bezeichne das Dünne, das Durchdringende in ἰέναι und ἵεσθαι; das α ſei dem Großen, τῷ μεγάλῳ, das η den Langen, τῷ μήκει, das ο dem Runden, τῷ γογγύλῳ, eigen. [1]

Leibniz begnügt ſich indeſſen keineswegs, die Onomatopoie als conſtitutives Princip der Sprachbildung und Sprachentwicklung aufzuſtellen, er verſucht auch darzuthun, wie aus ſolchen onomatopoetiſchen Wörtern, in denen ein naturgemäßer Zuſammenhang zwiſchen dem begrifflichen Inhalt und der lautlichen Bezeichnung klar vorliege, andere gleich oder ähnlich klingende, aber eine andere Bedeutung in ſich ſchließende Wörter hervorgegangen ſeien. Den Schwerpunkt legt er hiebei auf die Metaphern, Synekdochen und Metonymien, durch welche die Grundbedeutungen der Wörter in einer oft kaum mehr kenntlichen und ſchwer zu erſchließenden Weiſe verändert und vervielfältigt worden ſeien.[2] An folgenden zwei Beiſpielen ſucht er die Richtigkeit der onomatopoetiſchen Theorie nachzuweiſen. Das Wort quacken, coaxare, urſprünglich von dem bekannten Laut der Fröſche gebraucht, ſei durch Uebertragung auf jegliche Art von Tönen angewendet worden; Laute und Töne aber ſeien ſichere Zeichen des Lebens, und daher bedeute im Altdeutſchen das Wort queck ſo viel als Leben, was noch im neueren Deutſch erkenntlich ſei in dem Wort Queckſilber, vif-argent im Franzöſiſchen, ſowie

---

[1]) Kratylos 426 u. 427. Steinthal, Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft, S. 100 ff Lerſch, Sprachphiloſophie d. Alten I, S. 39 ff.

[2]) Nouv. essais liv. III. c. II. §. 1; Erdm. S. 300. Ce qui fait comprendre en même tems, comment les métaphores, les synecdoques, les metonymies ont fait passer les mots d'une significations à l'autre, sans qu'on en puisse toujours suivre la piste.

in dem Verbum erquicken und im engliſchen quikly, das raſch, lebendig bedeute.[1]

Der Laut a oder ah habe von Natur die Bedeutung eines leiſen Wehens, daher kommen die Ausdrücke ἄω, aer, aura, halare, ἀτμός, Athem und Odem. Da das Flüſſige und das Säuſeln der Luft verwandt ſei dem Flüſſigen und Rauſchen des Waſſers, ſo ſei durch Verdopplung das Altdeutſche aha isländiſch aa daraus geworden, das Waſſer bedeute, was noch erhelle aus dem Eigennamen Wiſeraha (Weſer) oder die Form ach in den Wörtern Schwarzach und Biberach; auch das lateiniſche aqua ſei eine Weiterbildung davon, von dem das franzöſiſche eau ſtamme. Der Begriff Waſſer habe die Vermittlung gebildet zu Auwe oder Auge, das locus irriguus und Inſel bedeute, wie zu erſehen ſei aus dem Namen des Kloſters Reichenau (Augia dives). Von dem Begriff Inſel ſei der Uebergang zu dem von „Auge“ nahe gelegen, das ja auch gleichſam iſolirt wie eine Inſel in einer Art von Fläche liege; oculus, occhio, oeil, ὄμμα und ὄψις ſeien in Form und Bedeutung mit dem deutſchen Worte verwandt.

So wenig die neuere Sprachwiſſenſchaft, die an die Stelle der im ganzen vorigen Jahrhundert herrſchenden onomatopoetiſchen und interjektionalen Theorie die Wurzeltheorie ſetzt, die von Leibniz angeführten Wörter von dem Grundlaut ah ableiten kann, wenn ſie ſich nicht gegen alle Lautgeſetze verſündigen will, ſo ſehr ſtimmt ſie mit Leibniz darin überein, daß die Metapher einer der wichtigſten Faktoren bei der Sprachbildung geweſen iſt und noch immer iſt.

Dasſelbe gilt von einer andern ſprachlichen Thatſache, die Leibniz mit Locke entſchieden feſthält, daß nämlich ſämmt-

[1]) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die neuere Sprachforſchung keinen Zuſammenhang zwiſchen quacken und queck annimmt. Dieſe bringt queck und erquicken zuſammen mit Skt. gîv (leben) griech. βίο-ς, lat. vivo, altdeutſch qviu-s (lebendig) ksl. živ a. Curtius, Grundzüge, S. 418 und 527.

liche Wörter in ihrer ersten Bedeutung nur sinnliche, materielle Gegenstände oder Handlungen bezeichnet hätten und erst durch Metaphern zur Bezeichnung des Geistigen, des abstracten Denkens verwendet worden seien. Zum Beweise dienen Leibniz Ausdrücke wie begreifen (comprendre), fassen (concevoir), sich einbilden (s'imaginer), Verwirrung (trouble), Ruhe (tranquillité), Engel (ange), und namentlich auch das Wort Geist (esprit), das selbst im Hottentottischen mit einem Wort übersetzt werden müsse, das soviel bedeute als gelinder und angenehmer Wind, wie im Griechischen πνεῦμα und im Lateinischen anima und spiritus.[1] Auch die Präpositionen, wie z. B. zu, von, über, in, durch, gegen, bestätigen diese Thatsache. Ursprünglich nur vom Ort, der Entfernung und der Bewegung gebraucht, seien sie übertragen worden auf jede Art von Veränderung, Ordnung, Folge, Verschiedenheit und Uebereinstimmung, also auch auf temporale, modale und causale Verhältnisse.[2]

Im Zusammenhang mit der Untersuchung über die Grundbedeutung der Wörter, die er richtig erkannt hat, wirft Leibniz die Frage auf, ob die Sprache ursprünglich von generellen oder individuellen Bezeichnungen ausgegangen sei. Er beantwortet sie im Gegensatz zu Locke dahin, daß die allgemeinen Bezeichnungen (termes généraux) nicht blos zur Anwen-

---

[1]) Nouv. essais liv. I. c. III, §. 8. Erdmann S. 220. Je me souviens aussi, que dans le crédo, fait pour les Hotentots, on fut obligé d'exprimer le Saint Esprit par des mots du pays, qui signifient originairement un vent doux et agréable, ce qui n'était pas sans raison, car nos mots Grecs et Latins πνεῦμα, anima, spiritus ne signifient originairement que l'air ou vent, qu'on respire comme une des plus subtiles choses, qui nous soit connu par les sens, pour mener peu à peu les hommes à ce qui est au dessus des sens.

[2]) Nouv. essais liv. III. c. 1, §. 5. Erdm. 298. La particule „sur" aussi est appliquée à l'objet; on dit, qu'on est sur cette matière à peu près comme un ouvrier est sur le bois ou sur la pierre, qu'il coupe et qu'il forme.

dung kommen, wenn allgemeine Ideen ausgedrückt, ſondern auch da, wo individuelle Namen oder **nomina propria** benannt werden. „Die allgemeinen Bezeichnungen ſind nothwendig", ſagt er, „zur weſentlichen Conſtituirung der Sprache.[1] — Kinder und diejenigen, welche die Sprache, die ſie ſprechen wollen, oder den Gegenſtand, worüber ſie ſprechen, nur wenig kennen, bedienen ſich allgemeiner Bezeichnungen wie Ding, Pflanze, Thier, anſtatt die eigentlichen Bezeichnungen zu gebrauchen, die ihnen fehlen. Und es iſt gewiß, daß alle Eigen- oder individuellen Namen urſprünglich Gemein- oder Gattungsnamen geweſen ſind." Und an einer andern Stelle bemerkt er: „So möchte ich zu behaupten wagen, daß faſt alle Wörter (er hätte ſagen dürfen alle ohne Ausnahme) urſprünglich allgemeine Bezeichnungen ſind, weil es ſich höchſt ſelten ereignen wird, daß man einen beſonderen Namen ohne Grund erfinden wird, um dieſes oder jenes Individuum zu bezeichnen. Man kann daher ſagen, daß die individuellen Namen Gattungsnamen waren, welche man vorzugsweiſe (par excellence) oder ſonſtwie irgend einem Individuum beilegte; wie der Name Dickkopf demjenigen in der ganzen Stadt gegeben wurde, welcher den größten Kopf hatte, oder welcher der angeſehenſte war unter den Dickköpfen, die man kannte."[2]

Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat die Richtigkeit der Leibniziſchen Anſchauung über das Weſen der Eigen- und Gattungsnamen glänzend beſtätigt. Statt allen weiteren Nachweiſes führen wir das Urtheil eines der competenteſten Richter auf

---

[1]) Nouv. essais liv. III. c. 1, §. 3. Erdm. S. 297. Les termes généraux ne servent pas seulement à la perfection des langues (wie Locke behauptet) mais même ils sont nécessaires pour leur constitution essentielle. Car si par les choses particulières on entend les individuelles, il seroit impossible de parler, s'il n'y avoit que de noms propres et point d'appellatifs etc. etc.

[2]) Nouv. essais liv. III. c 1, §. 3 und c. 3, §. 5, 6 u. 7. Erdmann, S. 297, 303 u. 304. Vgl. noch beſonders Brevis designatio S. 1: Illud enim pro axiomate habeo, omnia nomina, quae vocamus propria, aliquando appellativa fuisse.

dieſem Gebiete an, das von A. F. Pott. Dieſer bemerkt: „Man hätte längſt bedenken ſollen, wie es für die Etymologie principiell eigentlich gar keine nomina propria gibt, nur appellativa. Zu Appellativen, die jedoch ihrer Allgemeinheit entrückt und auf Individuelles fixirt worden, würde er bei Unterſuchung von Namen zuletzt überall gelangen müſſen, fände nicht öfters ſeine Kunſt an widrigen Umſtänden ihre Schranke — vor dem Ziele. Das hatte ſchon der große, auch in der Sprachwiſſenſchaft Vieles ungemein glücklich vorahnende Leibniz begriffen und ausgeſprochen. Nur hörte man nicht darauf.“ [1]

Wie Leibniz dieſen für die Metaphyſik der Sprache ſowohl, als für die Etymologie ſo wichtigen Satz bei ſeinen geſchichtlich-etymologiſchen Unterſuchungen verwerthet hat, wird ſich in dem zweiten Theil dieſer Abhandlung zeigen.

---

[1]) Die Perſonennamen, Leipzig 1853, S. 1 ff. Vgl. noch A. F. Bernhardi, Sprachlehre I, 138 und Max Müller I, 319 ff.

678098

BIBLIOTECA